

Kurzgeschichten für den Deutsch-Unterricht

Inhaltsverzeichnis

Ilse Aichinger: Das Fenster-Theater

Peter Bichsel: San Salvador

Heinrich Böll: Es wird etwas geschehen

Wolfgang Borchert: Das Brot

Rainer Brambach: Känsterle

Günter Grass: Die Linkshänder

Marie Luise Kaschnitz: Eisbären

Günter Kunert: Lieferung frei Haus

Kurt Kusenberg: Herr G. steigt aus

Siegfried Lenz: Der große Wildenberg

Christoph Meckel: Die Vampire

Christa Reinig: Skorpion

Wolfdietrich Schnurre: Auf der Flucht

Günter Seuren: Das Experiment

Oliver Storz: Lokaltermin

Martin Walser: Die Klagen über meine Methoden häufen sich

Ilse Aichinger: Das Fenstertheater

Die Frau lehnte am Fenster und sah hinüber. Der Wind trieb in leichten Stößen vom Fluss herauf und brachte nichts Neues. Die Frau hatte den starren Blick neugieriger Leute, die unersättlich sind. Es hatte ihr noch niemand den Gefallen getan, vor ihrem Haus niedergefahren zu werden. Außerdem wohnte sie im vorletzten Stock, die Straße lag zu tief unten. Der Lärm rauschte nur mehr leicht herauf. Alles lag zu tief unten. Als sie sich eben vom Fenster abwenden wollte, bemerkte sie, dass der Alte gegenüber Licht angedreht hatte. Da es noch ganz hell war, blieb dieses Licht für sich und machte den merkwürdigen Eindruck, den aufflammende Straßenlaternen unter der Sonne machen. Als hätte einer an seinen Fenstern die Kerzen angesteckt, noch ehe die Prozession die Kirche verlassen hat. Die Frau blieb am Fenster.



Der Alte öffnete und nickte herüber. Meint er mich? dachte die Frau. Die Wohnung über ihr stand leer, und unterhalb lag eine Werkstatt, die um diese Zeit schon geschlossen war. Sie bewegte leicht den Kopf. Der Alte nickte wieder. Er griff sich an die Stirne, entdeckte, dass er keinen Hut aufhatte, und verschwand im Innern des Zimmers.

Gleich darauf kam er in Hut und Mantel wieder. Er zog den Hut und lächelte. Dann nahm er ein weißes Tuch aus der Tasche und begann zu winken. Erst leicht und dann immer eifriger. Er hing über die Brüstung, dass man Angst bekam, er würde vornüberfallen. Die Frau trat einen Schritt zurück, aber das schien ihn nur Zu bestärken. Er ließ das Tuch fallen, löste seinen Schal vom Hals - einen großen bunten Schal - und ließ ihn aus dem Fenster wehen. Dazu lächelte er. Und als sie noch einen weiteren Schritt zurücktrat, warf er den Hut mit einer heftigen Bewegung ab und wand den Schal wie einen Turban um seinen Kopf. Dann kreuzte er die Arme über der Brust und verneigte sich. Sooft er aufsaß, kniff er das linke Auge zu, als herrsche zwischen ihnen ein geheimes Einverständnis. Das bereitete ihr so lange Vergnügen, bis sie plötzlich nur mehr seine Beine in dünnen, geflickten Samthosen in die Luft ragen sah. Er stand auf dem Kopf. Als sein Gesicht gerötet, erhitzt und freundlich wieder auftauchte, hatte sie schon die Polizei verständigt.

Und während er, in ein Leintuch gehüllt, abwechselnd an beiden Fenstern erschien, unterschied sie schon drei Gassen weiter über dem Geklingel der Straßenbahnen und dem gedämpften Lärm der Stadt das Hupen des Überfallautos. Denn ihre Erklärung hatte nicht sehr klar und ihre Stimme erregt geklungen.

Der alte Mann lachte jetzt, so dass sich sein Gesicht in tiefe Falten legte, streifte dann mit einer vagen Gebärde darüber, wurde ernst, schien das Lachen eine Sekunde lang in der hohlen Hand zu halten und warf es dann hinüber. Erst als der Wagen schon um die Ecke bog, gelang es der Frau, sich von seinem Anblick loszureißen.

Sie kam atemlos unten an. Eine Menschenmenge hatte sich um den Polizeiwagen gesammelt. Die Polizisten waren abgesprungen, und die Menge kam hinter ihnen und der Frau her. Sobald man die Leute zu verscheuchen suchte, erklärten sie einstimmig, in diesem Hause zu wohnen. Einige davon kamen bis zum letzten Stock mit. Von den Stufen beobachteten sie, wie die Männer, nachdem ihr Klopfen vergeblich blieb und die Glocke allem Anschein nach nicht funktionierte, die Tür aufbrachen.

Sie arbeiteten schnell und mit einer Sicherheit, von der jeder Einbrecher lernen konnte. Auch in dem Vorraum, dessen Fenster auf den Hof sahen, zögerten sie nicht eine Sekunde. Zwei von ihnen zogen die Stiefel aus und schlichen um die Ecke. Es war inzwischen finster geworden. Sie stießen an einen Kleiderständer, gewahrten den Lichtschein am Ende des schmalen Ganges und gingen ihm nach. Die Frau schlich hinter ihnen her. Als die Tür aufflog, stand der alte Mann, mit dem Rücken zu ihnen gewandt, noch immer am Fenster.

Er hielt ein großes weißes Kissen auf dem Kopf, das er immer wieder abnahm, als bedeutete er jemandem, dass er schlafen wolle. Den Teppich, den er vom Boden genommen hatte, trug er um die Schultern. Da er schwerhörig war, wandte er sich auch nicht um, als die Männer schon knapp hinter ihm standen und die Frau über ihn hinweg in ihr eigenes finsternes Fenster sah.

Die Werkstatt unterhalb war, wie sie angenommen hatte, geschlossen. Aber in die Wohnung oberhalb musste eine neue Partei eingezogen sein. An eines der erleuchteten Fenster war ein Gitterbett geschoben, in dem aufrecht ein kleiner Knabe stand. Auch er trug sein Kissen auf dem Kopf und die Bettdecke um die Schultern. Er sprang und winkte herüber und krächte vor Jubel. Er lachte, strich mit der Hand über das Gesicht, wurde ernst und schien das Lachen eine Sekunde lang in der hohlen Hand zu halten. Dann warf er es mit aller Kraft den Wachleuten ins Gesicht.

Peter Bichsel: San Salvador

Er hatte sich eine Füllfeder gekauft. Nachdem er mehrmals seine Unterschrift, dann seine Initialen, seine Adresse, einige Wellenlinien, dann die Adresse seiner Eltern auf ein Blatt gezeichnet hatte, nahm er einen neuen Bogen, faltete ihn sorgfältig und schrieb: „Mir ist es hier zu kalt“, dann, „ich gehe nach Südamerika“, dann hielt er inne, schraubte die Kappe auf die Feder, betrachtete den Bogen und sah, wie die Tinte eintrocknete und dunkel wurde (in der Papeterie garantierte man, dass sie schwarz werde), dann nahm er seine Feder erneut zur Hand und setzte noch großzügig seinen Namen Paul darunter. Dann saß er da. Später räumte er die Zeitungen vom Tisch, überflog dabei die Kinoinserate, dachte an irgend etwas, schob den Aschenbecher beiseite, zerriss den Zettel mit den Wellenlinien, entleerte seine Feder und füllte sie wieder.



Für die Kinovorstellung war es jetzt zu spät. Die Probe des Kirchenchores dauert bis neun Uhr, um halb zehn würde Hildegard zurück sein. Er wartete auf Hildegard. Zu all dem Musik aus dem Radio. Jetzt drehte er das Radio ab.

Auf dem Tisch, mitten auf dem Tisch, lag nun der gefaltete Bogen, darauf stand in blauschwarzer Schrift sein Name Paul. „Mir ist es hier zu kalt“, stand auch darauf. Nun würde also Hildegard heimkommen, um halb zehn. Es war jetzt neun Uhr. Sie läse seine Mitteilung, erschreke dabei, glaube wohl das mit Südamerika nicht, würde dennoch die Hemden im Kasten zählen, etwas müsste ja geschehen sein.

Sie würde in den „Löwen“ telefonieren. Der „Löwen“ ist mittwochs geschlossen. Sie würde lächeln und verzweifeln und sich damit abfinden, vielleicht. Sie würde sich mehrmals die Haare aus dem Gesicht streichen, mit dem Ringfinger der linken Hand beidseitig der Schläfe entlangfahren, dann langsam den Mantel aufknöpfen.

Dann saß er da, überlegte, wem er einen Brief schreiben könnte, las die Gebrauchsanweisung für den Füller noch einmal - leicht nach rechts drehen - las auch den französischen Text, verglich den englischen mit dem deutschen, sah wieder seinen Zettel, dachte an Palmen, dachte an Hildegard. Saß da. Und um halb zehn kam Hildegard und fragte: „Schlafen die Kinder?“ Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht.

Heinrich Böll: Es wird etwas geschehen

Eine handlungsstarke Geschichte

Zu den merkwürdigsten Abschnitten meines Lebens gehört wohl der, den ich als Angestellter in Alfred Wunsiedels Fabrik zubrachte. Von Natur bin ich mehr dem Nachdenken und dem Nichtstun zugeneigt als der Arbeit, doch hin und wieder zwingen mich anhaltende finanzielle Schwierigkeiten - denn Nachdenken bringt sowenig ein wie Nichtstun -, eine so genannte Stelle anzunehmen. Wieder einmal auf einem solchen Tiefpunkt angekommen, vertraute ich mich der Arbeitsvermittlung an und wurde mit sieben anderen Leidensgenossen in Wunsiedels Fabrik geschickt, wo wir einer Eignungsprüfung unterzogen werden sollten... Schon der Anblick der Fabrik machte mich misstrauisch: die Fabrik war ganz aus Glasziegeln gebaut, und meine Abneigung gegen helle Gebäude und helle Räume ist so stark wie meine Abneigung gegen die Arbeit. Noch misstrauischer wurde ich, als uns in der hellen, fröhlich ausgemalten Kantine gleich ein Frühstück serviert wurde: hübsche Kellnerinnen brachten uns Eier, Kaffee und Toaste, in geschmackvollen Karaffen stand Orangensaft; Goldfische drückten ihre blasierten Gesichter gegen die Wände hellgrüner Aquarien. Die Kellnerinnen waren so fröhlich, dass sie vor Fröhlichkeit fast zu platzen schienen. Nur starke Willensanstrengung - so schien mir - hielt sie davon zurück, dauernd zu trällern. Sie waren mit ungesungenen Liedern so angefüllt wie Hühner mit ungelegten Eiern.



Ich ahnte gleich, was meine Leidensgenossen nicht zu ahnen schienen: dass auch dieses Frühstück zur Prüfung gehöre; und so kaute ich hingebungsvoll, mit dem vollen Bewusstsein eines Menschen, der genau weiß, dass er seinem Körper wertvolle Stoffe zuführt. Ich tat etwas, wozu mich normalerweise keine Macht dieser Welt bringen würde: Ich trank auf den nüchternen Magen Orangensaft, ließ den Kaffee und ein Ei stehen, den größten Teil des Toasts liegen, stand auf und marschierte handlungsschwanger in der Kantine auf und ab.

So wurde ich als erster in den Prüfungsraum geführt, wo auf reizenden Tischen die Fragebogen bereitlagen. Die Wände waren in einem Grün getönt, das Einrichtungsfanatikern das Wort „entzückend“ auf die Lippen gezaubert hätte. Niemand war zu sehen, und doch war ich so sicher, beobachtet zu werden, dass ich mich benahm, wie ein Handlungsschwangerer sich benimmt, wenn er sich unbeobachtet glaubt: ungeduldig riss ich meinen Füllfederhalter aus der Tasche, schraubte ihn auf, setzte mich an den nächstbesten Tisch und zog den Fragebogen an mich heran, wie Choleriker Wirtshausrechnungen zu sich hinziehen. Erste Frage: Halten Sie es für richtig, dass der Mensch nur zwei Arme, zwei Beine, Augen und Ohren hat? Hier erntete ich zum ersten Male die Früchte meiner Nachdenklichkeit und schrieb ohne Zögern hin: „Selbst vier Arme, Beine, Ohren würden meinem Tatendrang nicht genügen. Die Ausstattung des Menschen ist kümmerlich.“ Zweite Frage: Wie viel Telefone können Sie gleichzeitig bedienen? Auch hier war die Antwort so leicht wie die Lösung einer Gleichung ersten Grades. „Wenn es nur sieben Telefone sind“, schrieb ich, „werde ich ungeduldig, erst bei neun fühle ich mich vollkommen ausgelastet.“ Dritte Frage: Was machen Sie nach Feierabend? Meine Antwort: „Ich kenne das Wort Feierabend nicht mehr - an meinem fünfzehnten Geburtstag strich ich es aus meinem Vokabular, denn am Anfang war die Tat.“ Ich bekam die Stelle. Tatsächlich fühlte ich mich sogar mit den neun Telefonen nicht ganz ausgelastet. Ich rief in die Muscheln der Hörer: „Handeln Sie sofort!“ oder: „Tun Sie etwas! - Es muss etwas geschehen - Es wird etwas geschehen - Es ist etwas geschehen - Es sollte etwas geschehen.“ Doch meistens - denn das schien mir der Atmosphäre gemäß - bediente ich mich des Imperativs. Interessant waren die Mittagspausen, wo wir in der Kantine, von lautloser Fröhlichkeit umgeben, vitaminreiche Speisen aßen. Es wimmelte in Wunsiedels Fabrik von Leuten, die verrückt darauf waren, ihren Lebenslauf zu erzählen, wie eben handlungsstarke Persönlichkeiten es gern tun. Ihr Lebenslauf ist ihnen wichtiger als ihr Leben, man braucht nur auf einen Knopf zu drücken, und schon erbrechen sie ihn in Ehren.

Wunsiedels Stellvertreter war ein Mann mit Namen Broschek, der seinerseits einen gewissen Ruhm erworben hatte, weil er als Student sieben Kinder und eine gelähmte Frau durch Nacharbeit ernährte, zugleich vier Handelsvertretungen erfolgreich ausgeübt und dennoch innerhalb von zwei Jahren zwei Staatsprüfungen mit Auszeichnung bestanden hatte. Als ihn Reporter gefragt hatten: „Wann schlafen Sie denn, Broschek?“, hatte er geantwortet: „Schlafen ist Sünde!“ Wunsiedels Sekretärin hatte einen gelähmten Mann und vier Kinder durch Strichen ernährt, hatte gleichzeitig in Psychologie und Heimatkunde promoviert, Schäferhunde gezüchtet und war als Barsängerin unter dem Namen „Vamp 7“ berühmt geworden. Wunsiedel selbst war einer von den Leuten, die morgens, kaum erwacht, schon entschlossen sind, zu handeln. „Ich muss handeln“, denken sie, während sie energisch den Gürtel des Bademantels zuschnüren. „Ich muss handeln“, denken sie, während sie sich rasieren, und sie blicken triumphierend auf die Barthaare, die sie mit dem Seifenschäum von ihrem Rasierapparat abspülen: Diese Reste der Behaarung sind die ersten Opfer ihres Tatendrangs. Auch die intimeren Verrichtungen lösen Befriedigung bei diesen Leuten aus: Wasser rauscht, Papier wird verbraucht. Es ist etwas geschehen. Brot wird gegessen, dem Ei wird der Kopf abgeschlagen. Die belangloseste Tätigkeit sah bei Wunsiedel wie eine Handlung aus: wie er den Hut aufsetzte, wie er - bebend vor Energie - den Mantel zuknöpfte, den Kuss, den er seiner Frau gab, alles war Tat.

Wenn er sein Büro betrat, rief er seiner Sekretärin als Gruß zu: „Es muss etwas geschehen!“ Und diese rief frohen Mutes: „Es wird etwas geschehen!“ Wunsiedel ging dann von Abteilung zu Abteilung, rief sein fröhliches: „Es muss etwas geschehen!“ Alle antworteten: „Es wird etwas geschehen!“ Und auch ich rief ihm, wenn er mein Zimmer betrat, strahlend zu: „Es wird etwas geschehen!“

Innerhalb der ersten Woche steigerte ich die Zahl der bedienten Telefone auf elf, innerhalb der zweiten Woche auf dreizehn, und es machte mir Spaß, morgens in der Straßenbahn neue Imperative zu erfinden oder das Verbum geschehen durch die verschiedenen Tempora, durch die verschiedenen Genera, durch Konjunktiv und Indikativ zu hetzen; zwei Tage lang sagte ich nur den einen Satz, weil ich ihn so schon fand: „Es hätte etwas geschehen müssen“, zwei weitere Tage lang einen anderen: „Das hätte nicht geschehen dürfen.“ So fing ich an, mich tatsächlich ausgelastet zu fühlen, als wirklich etwas geschah. An einem Dienstagmorgen - ich hatte mich noch gar nicht richtig zurechtgesetzt - stürzte Wunsiedel in mein Zimmer und rief sein „Es muss etwas geschehen!“ Doch etwas Unerklärliches auf seinem Gesicht ließ mich zögern, fröhlich und munter, wie es vorgeschrieben war, zu antworten: „Es wird etwas geschehen!“ Ich zögerte wohl zu lange, denn Wunsiedel, der sonst selten schrie, brüllte mich an: „Antworten Sie! Antworten Sie, wie es vorgeschrieben ist!“ Und ich antwortete leise und widerstrebend wie ein Kind, das man zu sagen zwingt: Ich bin ein böses Kind. Nur mit großer Anstrengung brachte ich den Satz heraus: „Es wird etwas geschehen“, und kaum hatte ich ihn ausgesprochen, da geschah tatsächlich etwas: Wunsiedel stürzte zu Boden, rollte im Stürzen auf die Seite und lag quer vor der offenen Tür. Ich wusste gleich, was sich mir bestätigte, als ich langsam um meinen Tisch herum auf den Liegenden zuing: dass er tot war.

Kopfschüttelnd stieg ich über Wunsiedel hinweg, ging langsam durch den Flur zu Broscheks Zimmer und trat dort ohne anzuklopfen ein. Broschek saß an seinem Schreibtisch, hatte in jeder Hand einen Telefonhörer, im Mund einen Kugelschreiber, mit dem er Notizen auf einen Block schrieb, während er mit den bloßen Füßen eine Strickmaschine bediente, die unter dem Schreibtisch stand. Auf diese Weise trägt er dazu bei, die Bekleidung seiner Familie zu vervollständigen. „Es ist etwas geschehen“, sagte ich leise. Broschek spuckte den Kugelschreiber aus, legte die beiden Hörer hin, löste zögernd seine Zehen von der Strickmaschine. „Was ist denn geschehen?“ fragte er. „Herr Wunsiedel ist tot“, sagte ich. „Nein“, sagte Broschek. „Doch“, sagte ich, „kommen Sie!“ „Nein“, sagte Broschek, „das ist unmöglich“, aber er schlüpfte in seine Pantoffeln und folgte mir über den Flur. „Nein“, sagte er, als wir an Wunsiedels Leiche standen, „nein, nein!“ Ich widersprach ihm nicht. Vorsichtig drehte ich Wunsiedel auf den Rücken, drückte ihm die Augen zu und betrachtete ihn nachdenklich.

Ich empfand fast Zärtlichkeit für ihn, und zum ersten Male wurde mir klar, dass ich ihn nie gehasst hatte. Auf seinem Gesicht war etwas, wie es auf den Gesichtern der Kinder ist, die sich hartnäckig

weigern, ihren Glauben an den Weihnachtsmann aufzugeben, obwohl die Argumente der Spielkameraden so überzeugend klingen. „Nein“, sagte Broschek, „nein.“ „Es muss etwas geschehen“, sagte ich leise zu Broschek. „Ja“, sagte Broschek, „es muss etwas geschehen.“ Es geschah etwas: Wunsiedel wurde beerdigt, und ich wurde ausersehen, einen Kranz künstlicher Rosen hinter seinem Sarg herzutragen, denn ich bin nicht nur mit einem Hang zur Nachdenklichkeit und zum Nichtstun ausgestattet, sondern auch mit einer Gestalt und einem Gesicht, die sich vorzüglich für schwarze Anzüge eignen. Offenbar habe ich - mit dem Kranz künstlicher Rosen in der Hand hinter Wunsiedels Sarg hergehend - großartig ausgesehen. Ich erhielt das Angebot eines eleganten Beerdigungsinstitutes, dort als berufsmäßiger Trauernder einzutreten. „Sie sind der geborene Trauernde“, sagte der Leiter des Instituts, „die Garderobe bekommen Sie gestellt. Ihr Gesicht - einfach großartig!“

Ich kündigte Broschek mit der Begründung, dass ich mich dort nicht richtig ausgelastet fühle, dass Teile meiner Fähigkeiten trotz der dreizehn Telefone brachlügen. Gleich nach meinem ersten berufsmäßigen Trauergang wusste ich: Hierhin gehörst du, das ist der Platz, der für dich bestimmt ist. Nachdenklich stehe ich hinter dem Sarg in der Trauerkapelle, mit einem schlichten Blumenstrauß in der Hand, während Händels „Largo“ gespielt wird, ein Musikstück, das viel zu wenig geachtet ist. Das Friedhofscafe ist mein Stammlokal, dort verbringe ich die Zeit zwischen meinen beruflichen Auftritten, doch manchmal gehe ich auch hinter Särgen her, zu denen ich nicht beordert bin, kaufe aus meiner Tasche einen Blumenstrauß und geselle mich zu dem Wohlfahrtsbeamten, der hinter dem Sarg eines Heimatlosen hergeht. Hin und wieder auch besuche ich Wunsiedels Grab, denn schließlich verdanke ich es ihm, dass ich meinen eigentlichen Beruf entdeckte, einen Beruf, bei dem Nachdenklichkeit geradezu erwünscht und Nichtstun meine Pflicht ist. Spät erst fiel mir ein, dass ich mich nie für den Artikel interessiert habe, der in Wunsiedels Fabrik hergestellt wurde. Es wird wohl Seife gewesen sein.

Wolfgang Borchert: Das Brot

Plötzlich wachte sie auf. Es war halb drei. Sie überlegte, warum sie aufgewacht war. Ach so! In der Küche hatte jemand gegen einen Stuhl gestoßen. Sie horchte nach der Küche. Es war still. Es war zu still und als sie mit der Hand über das Bett neben sich fuhr, fand sie es leer. Das war es, was es so besonders still gemacht hatte: sein Atem fehlte. Sie stand auf und tappte - durch die dunkle Wohnung zur Küche. In der Küche trafen sie sich. Die Uhr war halb drei. Sie sah etwas Weißes am Küchenschrank stehen. Sie machte Licht. Sie standen sich im Hemd gegenüber. Nachts. Um halb drei. In der Küche. Auf dem Küchentisch stand der Brotteller. Sie sah, dass er sich Brot abgeschnitten hatte. Das Messer lag noch neben dem Teller. Und auf der Decke lagen Brotkrümel. Wenn sie abends zu Bett gingen, machte sie immer das Tischtuch sauber. Jeden Abend. Aber nun lagen Krümel auf dem Tuch. Und das Messer lag da. Sie fühlte, wie die Kälte der Fliesen langsam an ihr hoch kroch. Und sie sah von dem Teller weg. „Ich dachte, hier wäre was“, sagte er und sah in der Küche umher. „Ich habe auch was gehört“, antwortete sie und dabei fand sie, dass er nachts im Hemd doch schon recht alt aussah. So alt wie er war. Dreiundsechzig. Tagsüber sah er manchmal jünger aus. Sie sieht doch schon alt aus, dachte er, im Hemd sieht sie doch ziemlich alt aus. Aber das liegt vielleicht an den Haaren. Bei den Frauen liegt das nachts immer an den Haaren. Die machen dann auf einmal so alt.



„Du hättest Schuhe anziehen sollen. So barfuß auf den kalten Fliesen. Du erkältest dich noch.“ Sie sah ihn nicht an, weil sie nicht ertragen konnte, dass er log. Dass er log, nachdem sie neununddreißig Jahre verheiratet waren. „Ich dachte, hier wäre was“, sagte er noch einmal und sah wieder so sinnlos von einer Ecke in die andere, „ich hörte hier was. Da dachte ich, hier wäre was.“

„Ich hab auch was gehört. Aber es war wohl nichts.“ Sie stellte den Teller vom Tisch und schnippte die Krümel von der Decke. „Nein, es war wohl nichts“, echote er unsicher. Sie kam ihm zu Hilfe: „Komm man. Das war wohl draußen. Komm man zu Bett. Du erkältest dich noch. Auf den kalten Fliesen.“ Er sah zum Fenster hin. „Ja, das muss wohl draußen gewesen sein. Ich dachte, es wäre hier.“

Sie hob die Hand zum Lichtschalter. Ich muss das Licht jetzt ausmachen, sonst muss ich nach dem Teller sehen, dachte sie. Ich darf doch nicht nach dem Teller sehen. „Komm man“, sagte sie und machte das Licht aus, „das war wohl draußen. Die Dachrinne schlägt immer bei Wind gegen die Wand. Es war sicher die Dachrinne. Bei Wind klappen sie immer.“ Sie tappten sich beide über den dunklen Korridor zum Schlafzimmer. Ihre nackten Füße platschten auf den Fußboden.

„Wind ist ja“, meinte er. „Wind war schon die ganze Nacht.“ Als sie im Bett lagen, sagte sie: „Ja, Wind war schon die ganze Nacht. Es war wohl die Dachrinne.“ „Ja, ich dachte, es wäre in der Küche. Es war wohl die Dachrinne.“ Er sagte das, als ob er schon halb im Schlaf wäre. Aber sie merkte, wie unecht seine Stimme klang, wenn er log. „Es ist kalt“, sagte sie und gähnte leise, „ich krieche unter die Decke. Gute Nacht.“ „Nacht“, antwortete er noch: „Ja, kalt ist es schon ganz schön.“

Dann war es still. Nach vielen Minuten hörte sie, dass er leise und vorsichtig kaute. Sie atmete absichtlich tief und gleichmäßig, damit er nicht merken sollte, dass sie noch wach war. Aber sein Kauen war so regelmäßig, dass sie davon langsam einschlief.

Als er am nächsten Abend nach Hause kam, schob sie ihm vier Scheiben Brot hin. Sonst hatte er immer nur drei essen können.

„Du kannst ruhig vier essen“, sagte sie und ging von der Lampe weg. „Ich kann dieses Brot nicht so recht vertragen. Iss du man eine mehr. Ich vertragen es nicht so gut.“ Sie sah, wie er sich tief über den Teller beugte. Er sah nicht auf. In diesem Augenblick tat er ihr Leid.

„Du kannst doch nicht nur zwei Scheiben essen“, sagte er auf seinen Teller. „Doch. Abends vertragen ich das Brot nicht gut. Iss man. Iss man.“

Erst nach einer Weile setzte sie sich unter die Lampe an den Tisch.

Rainer Brambach: Känsterle

Wallfried Känsterle, der einfache Schlosser, sitzt nach Feierabend vor dem Fernsehschirm. Wo denn sonst? - Tagesschau, Wetterkarte; die Meisterschaft der Gewichtheber interessiert Känsterle. „Mach den Ton leiser, die Buben schlafen!“ ruft Rosa, die in der Küche Geschirr gespült hat und nun hereinkommt. Känsterle gehorcht.



„Es ist kalt draußen“, plaudert sie, „wie gut, dass wir Winterfenster haben. Nur frisch anstreichen sollte man sie wieder einmal. Wallfried, im Frühjahr musst du unbedingt die Winterfenster streichen. Und kitten muss man sie! Überall bröckelt der Kitt. Niemand im Haus hat so schäbige Winterfenster wie wir! Ich ärgere mich jedes Mal, wenn ich die Winterfenster putze. Hast du gehört?“ „Ja, ja“, sagt Känsterle abwesend. „Was macht denn der da?“ fragt Rosa und deutet auf den Fernsehschirm. „Der könnte seine Kraft auch für was Besseres gebrauchen! Stell das doch ab, ich hab mit dir zu reden!“ „Gleich, gleich!“ sagt Känsterle und beugt sich etwas näher zum Schirm. „Herr Hansmann im Parterre hat im letzten Sommer seine Winterfenster neu gekittet und gestrichen, obwohl es gar nicht nötig war. Nimm dir mal ein Beispiel an Herrn Hansmann! Seine ganzen Ferien hat er dran gegeben. So ein ordentlicher Mann... Übermorgen ist Sankt Nikolaus. Erinnerst du dich an Herrn Weckhammer? Ich hab heut im Konsum seine Frau getroffen, ganz in Schwarz. Der alte Weckhammer ist umgefallen, beim Treppensteigen, Herzschlag.“ Känsterle drückt auf die Taste „Aus“.

„Ein Trost“, fängt Rosa wieder an, „dass die Weckhammerschen Kinder aus dem Größten raus sind. Die Witwe fragt, ob wir den Nikolaus gebrauchen könnten. Eine Kutte mit Kaninchenfell am Kragen, schöner weißer Bart, Stiefel, Sack und Krummstab, alles gut erhalten. Nur vierzig Mark will sie dafür, hat sie gesagt. Mein Mann wird kommen und ihn holen, hab ich da gesagt. Nicht wahr. Wallfried, du wirst Paul und Konradle die Freude machen?“ Känsterle schaut auf die matte Scheibe. „Wallfried!“ ruft Rosa. „Aber Rosa“, murmelt Känsterle hilflos, „du weißt doch, dass ich nicht zu so was taue. Was soll ich denn den Buben sagen? Ein Nikolaus muss ein geübter Redner sein! Muss gut und viel sprechen...“

Rosa glättet mit der Hand das Tischtuch und schüttelt den Kopf, wobei der Haarknoten, trotz des Kamms, der ihn wie ein braunes Gebiss festhält, eigensinnig wackelt. „Vermaledeiter Stockfisch!“ zischt sie. „Nicht einmal den eignen Buben willst du diese Freude machen! Dabei hab ich schon im Konsum Nüsse, Datteln, Feigen, ein paar Apfelsinen und alles eingekauft!“

Känsterles Gemüt verdüstert sich. Er denkt an das schwere, ihm aufgezwungene Amt. Eine verstaubte Glühbirne wirft trübes Licht. Känsterle steht auf dem Dachboden; er verwandelt sich zögernd in einen Weihnachtsmann. Die Kutte, die den Hundertkilomann Weckhammer einst so prächtig gekleidet hat, ist dem gedrunghenen Känsterle viel zu geräumig. Er klebt den Bart an die Ohren. Sein Blick streift die Stiefel, und dabei versucht er sich an die Füße Weckhammers zu erinnern. Er zerknüllt ein paar Zeitungen und stopft sie in die steinharten Bottiche. Obwohl er zwei Paar grobwoollene Socken anhat, findet er noch immer keinen rechten Halt. Er zieht die Kapuze über den Kopf, schwingt den vollen Sack über die Schulter und ergreift den Krummstab.

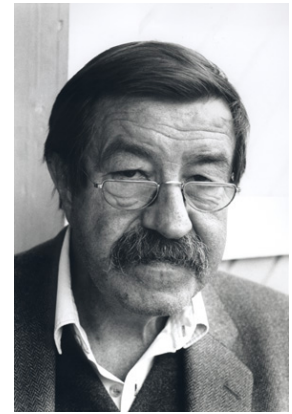
Der Abstieg beginnt. Langsam rutscht ihm die Kapuze über Stirn und Augen; der Bart verschiebt sich nach oben und kitzelt seine Nase. Känsterle sucht mit dem linken Fuß die nächste Treppenstufe und tritt auf den Kuttensaum. Er beugt den Oberkörper vor und will den rechten Fuß vorsetzen; dabei rollt der schwere Sack von der Schulter nach vorn, Mann und Sack

rumpeln in die Tiefe. Ein dumpfer Schlag. In Känsterles Ohren trillert's. Ein Gipsfladen fällt von der Wand.

„Oh! Jetzt hat sicher der Nikolaus angeklopft!“ tönt Rosas Stimme hinter der Tür. Sie öffnet und sagt: „Mein Gott... was machst du denn da am Boden? Zieh den Bart zurecht, die Kinder kommen!“ Känsterle zieht sich am Treppengeländer hoch, steht unsicher da. Dann holt er aus und versetzt Rosa eine Backpfeife. Rosa heult auf, taumelt zurück; Känsterle stampft ins Wohnzimmer, reißt Rosas Lieblingsstück, einen Porzellanpfauen, von der Kommode und schlägt ihm an der Kante den Kopf ab. Dann packt er den Geschirrschrank; er schüttelt ihn, bis die Scherben aus den Fächern hageln. Dann fliegt der Gummibaum samt Topf durch ein Fenster und ein Winterfenster; auf der Straße knallt es. „Er schlachtet die Buben ab!“ kreischt Rosa durchs Treppenhaus. Auf allen Stockwerken öffnen sich Türen. Ein wildes Gerenne nach oben. Man versammelt sich um Rosa, die verdattert an der Wand steht und in die offene Wohnung zeigt. Als erster wagt sich Herr Hansmann in die Stube, betrachtet die Zerstörungen; ein Glitzern kommt in seine Augen, und er sagt: „Mein lieber Känsterle, ist das alles?“ Elend hockt der Weihnachtsmann im Sessel, während Paul und Konradle unter dem Sofa hervorkriechen. Ein kalter Wind zieht durch die Stube.

Günter Grass: Die Linkshänder

Erich beobachtet mich. Auch ich lasse kein Auge von ihm. Beide halten wir Waffen in der Hand, und beschlossen ist, dass wir diese Waffen gebrauchen, einander verletzen werden. Unsere Waffen sind geladen. In langen Übungen erprobte, gleich nach den Übungen sorgfältig gereinigte Pistolen halten wir vor uns, das kühle Metall langsam erwärmend. Auf die Länge nimmt sich solch ein Schießseisen harmlos aus. Kann man nicht einen Füllfederhalter, einen gewichtigen Schlüssel so halten und einer schreckhaften Tante mit dem gespreizten schwarzen Lederhandschuh einen Schrei abkaufen? Nie darf in mir der Gedanke reifen, Erichs Waffe könnte blind, harmlos, ein Spielzeug sein. Auch weiß ich, dass Erich keine Sekunde an der Ernsthaftigkeit meines Werkzeuges zweifelt. Zudem haben wir, etwa vor einer halben Stunde, die Pistolen auseinander genommen, gereinigt, wieder zusammengesetzt, geladen und entsichert. Wir sind keine Träumer. Zum Ort unserer unvermeidlichen Aktion haben wir Erichs Wochenendhäuschen bestimmt. Da das einstöckige Gebäude mehr als eine Wegstunde von der nächsten Bahnstation, also recht einsam liegt, dürfen wir annehmen, dass jedes unerwünschte Ohr, in des Wortes wahrer Bedeutung, weitab vom Schuss sein wird. Das Wohnzimmer haben wir ausgeräumt und die Bilder, zumeist Jagdszenen und Wildbretstilleben, von den Wänden genommen. Die Schüsse sollen ja nicht den Stühlen, warmglänzenden Kommoden und reichgerahmten Gemälden gelten. Auch wollen wir nicht den Spiegel treffen oder ein Porzellan verletzen. Nur auf uns haben wir es abgesehen.



Wir sind beide Linkshänder. Wir kennen uns vom Verein her. Sie wissen, dass die Linkshänder dieser Stadt, wie alle, die ein verwandtes Gebrechen drückt, einen Verein gegründet haben. Wir treffen uns regelmäßig und versuchen unseren anderen, leider so ungeschickten Griff zu schulen. Eine Zeitlang gab uns ein gutwilliger Rechtshänder Unterricht. Leider kommt er jetzt nicht mehr. Die Herren im Vorstand kritisieren seine Lehrmethode und befanden, die Mitglieder des Vereins sollten aus eigener Kraft umlernen. So verbinden wir nun gemeinsam und zwanglos eigens für uns erfundene Gesellschaftsspiele mit Geschicklichkeitsproben wie: Rechts einfädeln, eingießen, aufmachen und zuknöpfen. In unseren Statuten heißt es: Wir wollen nicht ruhen, bis dass rechts wie links ist.

Wie schon und kraftvoll dieser Satz auch sein mag, ist er doch lautester Unsinn. So werden wir es nie schaffen. Und der extreme Flügel unserer Verbindung verlangt schon lange, dass diese Sentenz gestrichen wird und stattdessen geschrieben steht: Wir wollen auf unsere linke Hand stolz sein und uns nicht unseres angeborenen Griffes schämen. Auch diese Parole stimmt sicher nicht, und nur ihr Pathos, *wie auch eine gewisse Großzügigkeit des Gefühls, ließ uns diese Worte wählen. Erich und ich, die wir beide dem extremen Flügel zugezählt werden, wissen zu gut, wie tief verwurzelt unsere Scham ist. Elternhaus, Schule, später die Zeit beim Militär haben nicht dazu beigetragen, uns eine Haltung zu lehren, die diese geringfügige Absonderlichkeit - geringfügig im Vergleich mit anderen, weit verbreiteten Abnormitäten - mit Anstand ertrüge. Das begann mit dem kindlichen Händchengeben. Diese Tanten, Onkels, Freundinnen mütterlicherseits, Kollegen väterlicherseits, dieses nicht zu übersehende, den Horizont einer Kindheit verdunkelnde, schreckliche Familienfoto. Und allen musste die Hand gegeben werden: „Nein, nicht das unartige Händchen, das brave. Wirst du wohl das richtige Händchen geben, das gute Händchen, das kluge, geschickte, das einzig wahre, das rechte Händchen!“

Sechzehn Jahre war ich alt und fasste zum ersten Mal ein Mädchen an: „Ach, du bist ja Linkshänder!“ sagte sie enttäuscht und zog mir die Hand aus der Bluse. Solche Erinnerungen bleiben, und wenn wir dennoch diesen Spruch - Erich und ich verfassten ihn - in unser Buch schreiben wollen, so soll damit nur die Benennung eines sicher nie zu erreichenden Ideals versucht werden. Nun hat Erich die Lippen aufeinandergepresst und die Augen schmal gemacht. Ich tue das gleiche. Unsere Backenmuskeln spielen, die Stirnhaut spannt sich, schmal werden unsere Nasenrücken. Erich gleicht jetzt einem Filmschauspieler, dessen Züge mir aus vielen abenteuerlichen Szenen vertraut sind. Darf ich annehmen, dass auch mir diese fatale Ähnlichkeit mit einem dieser zweideutigen Leinwandhelden anhaftet? Wir mögen grimmig aussehen, und ich bin froh, dass uns niemand beobachtet. Würde er, der unerwünschte Augenzeuge, nicht annehmen, zwei junge Männer allzu romantischer Natur wollen sich duellieren? Sie haben die gleiche Räuberbraut, oder der eine hat wohl dem anderen Übles nachgesagt. Eine seit Generationen währende Familienfehde, ein Ehrenhandel, ein blutiges Spiel auf Gedeih und Verderb. So blicken sich nur Feinde an. Seht diese schmalen, farblosen Lippen, diese unversöhnlichen Nasenrücken. Wie sie den Hass kauen, diese Todessüchtigen.

Wir sind Freunde. Wenn unsere Berufe auch noch so verschieden sind - Erich ist Abteilungsleiter in einem Warenhaus, ich habe den gutbezahlten Beruf des Feinmechanikers gewählt - können wir doch so viel

gemeinsame Interessen aufzählen, als nötig sind, einer Freundschaft Dauer zu verleihen. Erich gehört dem Verein länger an als ich. Gut erinnere ich mich des Tages, da ich schüchtern und viel zu feierlich gekleidet, im Stammlokal der Einseitigen eintrat, Erich mir entgegenkam, dem Unsicheren die Garderobe wies, mich klug, doch ohne lästige Neugierde betrachtete und dann mit seiner Stimme sagte: „Sie wollen sicher zu uns. Seien Sie ganz ohne Scheu; wir sind hier, um uns zu helfen.“

Ich sagte soeben „die Einseitigen“. So nennen wir uns offiziell. Doch auch diese Namengebung scheint mir, wie ein Großteil der Statuten, misslungen. Der Name spricht nicht deutlich genug aus, was uns verbinden und eigentlich auch stärken sollte. Gewiss wären wir besser genannt, würden wir kurz, die Linken, oder klangvoller, die linken Brüder heißen. Sie werden erraten, warum wir verzichten mussten, uns unter diesen Titeln eintragen zu lassen. Nichts wäre unzutreffender und dazu beleidigender, als uns mit jenen, sicher bedauernswerten Menschen zu vergleichen, denen die Natur die einzig menschenwürdige Möglichkeit vorenthielt, der Liebe Genüge zu tun. Ganz im Gegenteil sind wir eine buntgewürfelte Gesellschaft, und ich darf sagen, dass unsere Damen es an Schönheit, Charme und gutem Benehmen mit manch einer Rechtshänderin aufnehmen, ja, würde man sorgfältig vergleichen, ergäbe sich ein Sittenbild, das manchen, um das Seelenheil seiner Gemeinde besorgten Pfarrer, von der Kanzel ausrufen ließe: „Ach, wäret ihr doch alle Linkshänder!“

Dieser fatale Vereinsname. Selbst unser erster Vorsitzender, ein etwas zu patriarchalisch denkender und leider auch lenkender höherer Beamter der Stadtverwaltung, Katasteramt, muss dann und wann einräumen, dass wir nicht gutheißen, dass es am Links fehlen würde, dass wir weder die Einseitigen sind, noch einseitig denken, fühlen und handeln.

Gewiss sprachen auch politische Bedenken mit, als wir die besseren Vorschläge verwarfen und uns so nannten, wie wir eigentlich nie hätten heißen dürfen. Nachdem die Mitglieder des Parlamentes von der Mitte aus nach der einen oder anderen Seite tendieren und die Stühle ihres Hauses so gestellt sind, dass allein schon die Stuhlordnung die politische Situation unseres Vaterlandes verrät, ist es zur Sitte geworden, einem Schreiben, einer Rede, in der das Wörtchen links mehr als einmal vorkommt, eine gefährliche Radikalität anzudichten. Nun, hier mag man ruhig sein. Wenn ein Verein unserer Stadt ohne politische Ambitionen auskommt und nur der gegenseitigen Hilfe, der Geselligkeit lebt, dann ist es der unsrige. Um nun noch jedem Verdacht erotischer Abwegigkeit hier und für alle Zeit die Spitze abzubringen, sei kurz erwähnt, dass ich unter den Mädchen unserer Jugendgruppe meine Verlobte gefunden habe. Sobald für uns eine Wohnung frei wird, wollen wir heiraten. Wenn eines Tages der Schatten schwinden wird, den jene erste Begegnung mit dem weiblichen Geschlecht auf mein Gemüt warf, werde ich diese Wohltat Monika verdanken können.

Unsere Liebe hat nicht nur mit den allbekannten und in vielen Büchern beschriebenen Problemen fertig werden müssen, auch unser manuelles Leiden musste verwunden und fast verklärt werden, damit es zu unserem kleinen Glück kommen konnte. Nachdem wir in der ersten, begrifflichen Verwirrung versucht hatten, rechtshändig einander gut zu sein, und bemerken mussten, wie unempfindlich diese unsere taube Seite ist, streicheln wir nur noch geschickt, das heißt, wie uns der Herr geschaffen hat. Ich verrate nicht zuviel und hoffe auch, nicht indiskret zu sein, wenn ich hier andeute, dass es immer wieder Monikas liebe Hand ist, die mir die Kraft gibt, auszuharren und das Versprechen zu halten. Gleich nach dem ersten, gemeinsamen Kinobesuch habe ich ihr versichern müssen, dass ich ihr Mädchentum schonen werde, bis dass wir uns die Ringe - hier leider nachgebend und das Ungeschick einer Veranlagung bekräftigend - an die rechten Ringfinger stecken. Dabei wird in südlichen, katholischen Ländern das goldene Zeichen der Ehe links getragen, wie denn auch wohl in jenen sonnigen Zonen mehr das Herz, als der unerbittliche Verstand regiert. Vielleicht um hier auf Mädchenart zu revoltieren und zu beweisen, in welcher eindeutiger Form die Frauen argumentieren können, wenn ihre Belange gefährdet zu sein scheinen, haben die jüngeren Damen unseres Vereins in emsiger Nacharbeit unserer grünen Fahne die Inschrift gestickt: Links schlägt das Herz.

Monika und ich haben diesen Augenblick des Ringwechsels nun schon so oft besprochen und sind doch immer wieder zu demselben Ergebnis gekommen: Wir können es uns nicht leisten, vor einer unwissenden, nicht selten böswilligen Welt als Verlobte zu gelten, wenn wir schon lang ein getrautes Paar sind und alles, das Große und das Kleine, miteinander teilen. Oft weint Monika wegen dieser Ringgeschichte. Wie wir uns auch auf diesen unseren Tag freuen mögen, wird denn wohl doch ein leichter Trauerschimmer auf all den Geschenken, reichgedeckten Tischen und angemessenen Feierlichkeiten liegen.

Nun zeigt Erich wieder sein gutes, normales Gesicht. Auch ich gebe nach, verspüre aber dennoch eine Zeitlang diesen Krampf in der Kiefermuskulatur. Zudem zucken noch immer die Schläfen. Nein, ganz gewiss standen uns

diese Grimassen nicht. Unsere Blicke treffen sich ruhiger und deshalb auch mutiger; wir zielen. Jeder meint die gewisse Hand des anderen. Ich bin ganz sicher, dass ich nicht fehlen werde; und auch auf Erich kann ich mich verlassen. Zu lange haben wir geübt, fast jede freie Minute in einer verlassenen Kiesgrube am Stadtrand zugebracht, um heute, da sich so vieles entscheiden soll, nicht zu versagen.

Ihr werdet schreien, das grenzt an Sadismus, nein, das ist Selbstverstümmelung. Glaubt mir, all diese Argumente sind uns bekannt. Nichts, kein Verbrechen haben wir uns nicht vorgeworfen. Wir stehen nicht zum ersten Mal in diesem ausgeräumten Zimmer. Viermal sahen wir uns so bewaffnet, und viermal ließen wir, erschreckt durch unser Vorhaben, die Pistolen sinken. Erst heute haben wir Klarheit. Die letzten Vorkommnisse persönlicher Art und auch im Vereinsleben geben uns recht, wir müssen es tun. Nach langem Zweifel - wir haben den Verein, das Wollen des extremen Flügels in Frage gestellt - greifen wir nun endgültig zu den Waffen.

So bedauerlich es ist, wir können nicht mehr mitmachen. Unser Gewissen verlangt, dass wir uns von den Gepflogenheiten der Vereinskameraden distanzieren. Hat sich doch da ein Sektierertum breit gemacht, und die Reihen der Vernünftigsten sind mit Schwärmern, sogar Fanatikern durchsetzt. Die einen himmeln nach rechts, die anderen schwören auf links. Was ich nie glauben wollte, politische Parolen werden von Tisch zu Tisch geschrien, der widerliche Kult des eidbedeutenden, linkshändigen Nägeleinschlagens wird so gepflegt, dass manche Vorstandssitzung einer Orgie gleicht, in der es gilt, durch heftiges und besessenes Hämmern in Ekstase zu geraten. Wenn es auch niemand laut ausspricht und die offensichtlich dem Laster Verfallenen bislang kurzerhand ausgestoßen wurden, es lässt sich nicht leugnen: jene verfehlte und mir ganz unbegreifliche Liebe zwischen Geschlechtsgleichen hat auch bei uns Anhänger gefunden. Und um das Schlimmste zu sagen: Auch mein Verhältnis zu Monika hat gelitten. Zu oft ist sie mit ihrer Freundin, einem labilen und sprunghaften Geschöpf, zusammen. Zu OÄ wirft sie mir Nachgiebigkeit und mangelnden Mut in jener Ringgeschichte vor, als dass ich glauben könnte, es sei noch dasselbe Vertrauen zwischen uns, es sei noch dieselbe Monika, die ich, nun immer seltener, im Arm halte.

Erich und ich versuchen jetzt gleichmäßig zu atmen. Je mehr wir auch hierin übereinstimmen, umso sicherer werden wir, dass unser Handeln vom guten Gefühl gelenkt wird. Glaubt nicht, es ist das Bibelwort, welches da rät, das Ärgernis auszureißen. Vielmehr ist es der heiße, immerwährende Wunsch, Klarheit zu bekommen, noch mehr Klarheit, zu wissen, wie steht es um mich, ist dieses Schicksal unabänderlich oder haben wir es in der Hand, einzugreifen und unserem Leben eine normale Richtung zu weisen? Keine läppischen Verbote mehr, Bandagen und ähnliche Tricks. Rechtschaffen wollen wir in freier Wahl und durch nichts mehr vom Allgemeinen getrennt neu beginnen und eine glückliche Hand haben. Jetzt stimmt unser Atem überein. Ohne uns ein Zeichen zu geben, haben wir gleichzeitig geschossen. Erich hat getroffen, und auch ich habe ihn nicht enttäuscht. Jeder hat, wie vorgesehen, die wichtige Sehne so unterbrochen, dass die Pistolen, nicht mehr kraftvoll genug gehalten, zu Boden fielen und damit nun jeder weitere Schuss überflüssig ist. Wir lachen und beginnen unser großes Experiment damit, ungeschickt, weil nur auf die rechte Hand angewiesen, die Notverbände anzulegen.

Marie Luise Kaschnitz: Eisbären

Endlich, dachte sie, als sie hörte, wie sich der Schlüssel im Türschloss drehte. Sie hatte schon geschlafen und war erst von diesem Geräusch aufgewacht; nun wunderte sie sich, dass ihr Mann im Vorplatz kein Licht anmachte, das sie hätte sehen müssen, da die Tür zum Vorplatz halb offen stand. Walther, sagte sie, und fürchtete einige Minuten lang, es sei gar nicht ihr Mann, der die Tür aufgeschlossen hatte, sondern ein Fremder, ein Einbrecher, der jetzt vorhatte, in der Wohnung herumzuschleichen und die Schränke und Schubladen zu durchsuchen. Sie überlegte, ob es wohl besser sei, wenn sie sich schlafend stellte, aber dann könnte ihr Mann heimkommen, während der Einbrecher noch in der Wohnung war, und dieser könnte aus dem Dunkeln auf ihn schießen. Darum beschloss sie, trotz ihrer großen Angst, Licht, zu machen und nachzusehen, wer da war. Aber gerade, als sie ihre Hand ausstreckte, um an der Kette der Nachttischlampe zu ziehen, hörte sie die Stimme ihres Mannes, der in der Türe stand.



Mach kein Licht, sagte die Stimme.

Sie ließ ihre Hand sinken und richtete sich ein wenig im Bett auf. Ihr Mann sagte nichts mehr und rührte sich auch nicht, und sie fragte sich, ob er sich vielleicht auf den Stuhl neben der Türe gesetzt hatte, weil er zu erschöpft war, um ins Bett zu gehen.

Wie war es, fragte sie.

Was, fragte ihr Mann.

Alles heute, sagte sie. Die Verhandlung. Das Essen. Die Fahrt.

Davon wollen wir jetzt nicht sprechen, sagte ihr Mann.

Wovon wollen wir sprechen, fragte sie.

Von damals, sagte ihr Mann.

Ich weiß nicht, was du damit meinst, sagte sie. Sie versuchte vergeblich, die Dunkelheit mit ihren Blicken zu durchdringen, und ärgerte sich über ihre Gewohnheit, die Fensterläden ganz fest zu schließen und auch noch die dicken blauen Vorhänge vorzuziehen. Sie hätte gerne gesehen, ob ihr Mann da noch in Hut und Überzieher stand, was bedeuten konnte, dass er die Absicht hatte, noch einmal fortzugehen, oder dass er getrunken hatte und nicht mehr imstande war, einen vernünftigen Entschluss zu fassen. Ich meine den Zoo, sagte der Mann. Sie hörte seine Stimme immer noch von der Tür her, was - da sie eine altmodische Wohnung und ein hohes großes Schlafzimmer hatten - bedeutete, von weit weg. Den Zoo, sagte sie erstaunt. Aber dann lächelte sie und legte sich in die Kissen zurück. Im Zoo haben wir uns kennen gelernt.

Weißt du auch wo, fragte der Mann. Ich glaube schon, dass ich es noch weiß, sagte die Frau. Aber ich sehe nicht ein, weshalb du dich nicht ausziehst und ins Bett gehst. Wenn du noch Hunger hast, bringe ich dir etwas zu essen. Ich kann es dir ins Bett bringen, oder wir setzen uns in die Küche und du isst dort. Sie schlug die Decke zurück, um aufzustehen, aber obwohl es für ihren Mann genauso dunkel sein musste wie für sie selbst, schien er doch gesehen zu haben, was sie vorhatte. Stell nicht auf, sagte er, und mach das Licht nicht an. Ich will nicht essen und wir können im Dunkeln reden. Sie wunderte sich über den fremden Klang seiner Stimme und auch darüber, dass er, obwohl er doch sehr müde sein musste, nichts anderes im Sinne hatte als von den alten Zeiten zu reden. Sie waren jetzt fünf Jahre lang verheiratet, aber jeder Tag der Gegenwart schien ihr schöner und wichtiger als alle vergangenen Tage. Da ihm aber so viel daran zu liegen schien, dass sie seine Frage beantwortete, streckte sie sich wieder aus und legte ihre Hände hinter ihren Kopf. Bei den Eisbären, sagte sie. Die Fütterung war gerade vorbei. Die Eisbären waren von ihren Felsen ins Wasser geglitten und hatten nach den Fischen getaucht. Jetzt standen sie wieder auf ihren Felsen, schmutzig weiß, und - Und was, fragte ihr Mann streng.

Du weißt doch, was die Eisbären machen, sagte sie. Sie bewegen ihren Kopf von der einen Seite zur anderen, unaufhörlich hin und her. Wie du, sagte ihr Mann. Wie ich, fragte sie erstaunt und begann für sich im Dunkeln die Bewegung nachzuahmen, die sie soeben beschrieben hatte. Du hast auf jemanden gewartet, sagte ihr Mann. Ich habe dich beobachtet. Ich kam von den großen Vögeln, die ganz ruhig auf ihren Ästen sitzen und sich dann plötzlich

herabstürzen und einmal im Kreis herumfliegen, wobei sie mit ihren Flügelspitzen die Gitter streifen. Bei den Eisbären, sagte die Frau, gibt es keine Gitter. Du hast auf jemanden gewartet, sagte ihr Mann. Du hast den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite gedreht. Der, auf den du gewartet hast, ist aber nicht gekommen. Die Frau lag jetzt ganz still unter ihrer Decke. Sie hatte das Gefühl, auf der Hut sein zu müssen, und sie war auf der Hut.

Ich habe auf niemanden gewartet, sagte sie. Als ich dich eine Weile lang beobachtet hatte, sagte ihr Mann, bin ich auf dem Weg weitergegangen und habe mich neben dich gestellt. Ich habe ein paar Späße über die Eisbären gemacht und auf diese Weise sind wir ins Gespräch gekommen. Wir haben uns auf eine Bank gesetzt und die Flamingos betrachtet, die ihre rosigen Hälse wie Schlangen bewegten. Es war nicht mehr so heiß und es war sogar ein Hauch von Spätsommer in der Luft.

Damals habe ich angefangen zu leben, sagte die Frau. Das glaube ich nicht, sagte ihr Mann. Zieh dich doch aus, sagte die Frau, oder mach das Licht an. Sitzt du wenigstens auf einem Stuhl? Ich sitze und stehe, sagte der Mann. Ich liege und fliege. Ich möchte die Wahrheit wissen.

Die Frau fing an, in ihrem warmen Bett vor Kälte zu zittern. Sie fürchtete, dass ihr Mann, der ein fröhlicher und freundlicher Mensch war, den Verstand verloren habe. Zugleich aber erinnerte sie sich auch daran, dass sie an jenem Nachmittag im Zoo wirklich auf einen anderen gewartet hatte, und es erschien ihr nicht ausgeschlossen, dass ihr Mann diesen anderen heute getroffen und von ihm alles mögliche erfahren hatte.

Was für eine Wahrheit, fragte sie, um einen Augenblick Zeit zu gewinnen. Ich habe dich, sagte ihr Mann, damals nach Hause gebracht. Wir sind noch ein paar Mal zusammen spazieren und auch einige Male abends ausgegangen. Jedes Mal habe ich dich gefragt, ob du an jenem Nachmittag im Zoo auf einen anderen Mann gewartet hast und ob du vielleicht immer noch auf ihn wartest und ihn nicht vergessen kannst. Du hast aber jedes Mal den Kopf geschüttelt und nein gesagt. Das war die Wahrheit, sagte die Frau. Es mochte sein, dass draußen der Morgen schon anbrach, vielleicht hatten sich ihre Augen auch endlich an die Dunkelheit gewöhnt. Jedenfalls tauchten jetzt ganz schwach die Umrisse des Zimmers vor ihr auf. Sie sah aber ihren Mann nicht und das beunruhigte sie sehr. Das war nicht die Wahrheit, sagte der Mann. Nein, dachte die Frau, er hat Recht. Ich bin mit ihm spazierengegangen und abends tanzen gegangen und jedes Mal habe ich mich heimlich umgesehen nach dem Mann, den ich geliebt habe und der mich verlassen hat. Ich habe Walther gern gehabt, aber ich habe ihn nicht aus Liebe geheiratet, sondern weil ich nicht allein bleiben wollte. Sie war plötzlich sehr müde und es kam ihr in den Sinn, alles das zuzugeben, was sie so lange geleugnet hatte. Vielleicht, wenn sie es zugäbe, würde ihr Mann aus dem Dunkeln herüberkommen und sich zu ihr auf den Bettrand setzen. Sie würde ihm sagen, wie es gewesen war, und wie es jetzt war, dass sie jetzt ihn liebte und dass ihr der andere Mann vollständig gleichgültig geworden war. Sie zweifelte nicht daran, dass es ihr, wenn sie nur ihre Arme um seinen Hals legen konnte, gelingen würde, ihn davon zu überzeugen, dass es so etwas gab, dass eine Liebe erwachen und jeden Tag wachsen kann, während eine andere abstirbt und am Ende nichts ist als ein Kadaver, vor dem es einem graut. Walther, sagte sie, nicht Schatz, nicht Liebling, sie nannte nur seinen Namen, aber sie streckte im Dunkeln ihre Arme nach ihm aus.

Aber ihr Mann kam nicht herüber, um sich zu ihr auf den Bettrand zu setzen. Er blieb, wo er war und wo sie nicht einmal die Umrisse seiner Gestalt wahrnehmen konnte. Ich war, sagte er, damals noch nicht lange in München. Es war dein Vorschlag, dass ich die Stadt erst einmal richtig kennen lernen sollte. Weil wir noch keinen Wagen hatten, fuhren wir jeden Sonntag mit einem anderen Verkehrsmittel in eine andere Richtung, stiegen an der Endstation aus und gingen spazieren. Immer ist es mir vorgekommen, als ob du auf diesen Spaziergängen jemand suchtest. Immer hast du deinen Kopf nach rechts und nach links gewendet wie die Eisbären, die die Freiheit suchen, oder etwas, von dem wir nichts wissen, und ich habe dich oft meinen Eisbären genannt.

Ja, sagte die Frau mit erstickter Stimme. Sie erinnerte sich daran, dass ihr Mann ihr in den ersten Monaten ihrer Ehe diesen Namen gegeben hatte. Sie hatte geglaubt, er täte das in

Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen im Zoologischen Garten, oder weil sie so dicke weißblonde Haare hatte, die ihr manchmal wie eine Mähne auf der Schulter hingen. Es war aber, wie sich jetzt herausstellte, kein Kosewort, sondern ein Verdacht. Später, sagte sie, als wir den Wagen hatten, sind wir am Sonntag ins Freie gefahren. Wir sind durch den Wald gelaufen und haben auf einer Wiese in der Sonne gelegen und geschlafen, du mit deinem Kopf auf meiner Brust. Wenn wir aufgewacht sind, waren wir ganz benommen von der Sonne und dem Starken Wind. Es ist uns schwer gefallen, die richtige Richtung einzuschlagen, und einmal haben wir viele Stunden gebraucht, um den Wagen wieder zu finden. Weißt du das noch, fragte sie.

Aber ihr Mann ging auf diese Erinnerung nicht ein. Wir sind ihm einmal begegnet, sagte er. Ach, hör doch auf, sagte die Frau plötzlich ärgerlich. Geh etwas essen oder lass mich Licht anzünden und aufstehen und dir etwas zu essen bringen. Es ist noch ein halbes Hähnchen im Kühlschrank und Bier. Aber während sie das sagte, wusste sie schon, dass ihr Mann auf ihren Vorschlag nicht eingehen würde. Sie überlegte, womit sie ihn von seinen Gedanken abbringen könnte und es fiel ihr nichts ein. Du hast morgen einen schlimmen Tag, sagte sie schließlich, du musst bis zum Abend die Abrechnungen fertig haben und wenn du nicht ausgeschlafen bist, wird dir alles noch schwerer fallen.

Wir sind ihm einmal begegnet, sagte ihr Mann wieder. Die Frau krallte ihre Hände in die Bettdecke und wusste nicht, was sie noch sagen sollte. Wenn es nur hell wäre, dachte sie. Ihr Mann hatte ihr zu Weihnachten einen Toilettetisch geschreinert mit einem Kretonnevorhang und einer Glasplatte, und sie hatte ihm einen Lampenschirm gebastelt und diesen mit den Gräsern und Moosen, die sie im Sommer gesammelt und gepresst hatten, verziert. Sie war überzeugt davon, dass diese Dinge, wenn man sie nur sehen könnte, ihr beistehen würden, ihren Mann davon zu überzeugen, dass sie ihn liebte und dass auch er selbst seinen alten Argwohn längst vergessen hatte.

Wir sind, sagte ihr Mann zum dritten Mal, ihm einmal begegnet, und er sagte es mit seiner Stimme von heute Abend, die so eintönig und merkwürdig klang. Wir sind die Ludwigstraße hinuntergegangen auf das Siegestor zu, es war ein schöner Abend und es war eine Menge Leute unterwegs. Du hast niemanden besonders angeschaut, es ist auch niemand stehen geblieben und es hat dich auch niemand begrüßt. Ich hatte aber meinen Arm in den deinen gelegt und plötzlich habe ich gemerkt, dass du angefangen hast, am ganzen Körper zu zittern. Dein Herz hat aufgehört zu schlagen und das Blut ist aus deinen Wangen gewichen. Erinnerst du dich daran?

Ja, ja, wollte die Frau rufen, ich erinnere mich gut. Es war das erste Mal, dass ich meinen ehemaligen Liebhaber wieder gesehen habe, und es war auch das letzte Mal. Mein Herz hat wirklich aufgehört zu schlagen, aber dann hat es wieder angefangen und so, als wäre es ein ganz anderes Herz. Während das schöne kalte Gesicht meines ehemaligen Liebhabers in der Menge verschwunden ist, hat es sich in Nichts aufgelöst, und ich habe mich später an seine Züge nie mehr erinnern können.

Das alles wollte die Frau ihrem Mann sagen und ihn auch daran erinnern, dass sie sich damals auf der Straße an ihn gedrängt hatte und versucht hatte, ihn zu küssen. Sie zweifelte aber plötzlich daran, dass ihr Mann ihr glauben würde. Sie halte das Gefühl, als stände hinter seinen Worten eine Unruhe, die sie nicht würde stillen, und eine Angst, die sie ihm nicht würde ausreden können, jedenfalls nicht in dieser Nacht. Ich erinnere mich an unseren Spaziergang, sagte sie und versuchte ihrer Stimme einen gleichgültigen Klang zu geben. Ich habe keinen Bekannten gesehen. Ich habe so etwas wie einen Schüttelfrost gehabt, eine kleine Erkältung, und am Abend habe ich auch Fieber bekommen. Ist das wahr, fragte der Mann. Ja, antwortete die Frau.

Sie war traurig, dass sie nicht die Wahrheit sagen durfte, die doch viel schöner war als alles, was ihr Mann von ihr hören wollte. Sie war jetzt sehr müde und hätte gerne geschlafen, aber vor allem lag ihr daran zu wissen, was in ihren Mann gefahren war und warum er kein Licht anzünden und nicht zu Bett gehen wollte...

Dann ist also auch das andere wahr, sagte der Mann, mit einem Schimmer von Hoffnung in der Stimme. Was, fragte die Frau.

Das vom Zoo, sagte der Mann. Dass du auf keinen anderen gewartet hast. Ich habe auf dich gewartet, sagte die Frau. Ich habe dich nicht gekannt, aber man kann auch auf jemanden warten, den man noch nie gesehen hat.

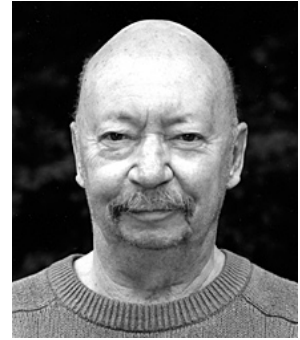
Du hast mich, sagte der Mann, also nicht genommen, weil du von einem ändern Mann im Stich gelassen worden bist. Du hast mich geliebt.

Noch einmal dachte die Frau, wie schmachlich es von ihr war, dass sie hier lag und ihren Mann anlog, und noch einmal richtete sie sich auf und wollte die Wahrheit sagen. Es kam aber von der Tür her ein merkwürdiges Geräusch, das wie ein tiefes verzweifertes Stöhnen klang. Er ist krank, dachte sie erschrocken, und legte sich wieder in die Kissen zurück und sagte laut und deutlich: Ja. Dann ist es gut, sagte der Mann. Er flüsterte jetzt nur noch. Vielleicht hatte er auch die Schlafzimmertür von außen zugezogen und war im Begriff, die Wohnung wieder zu verlassen. Die Frau sprang aus dem Bett, sie riss an der Kette der Nachttischlampe und gerade, als habe sie damit eine Klingel in Bewegung gesetzt, begann es vom Flur her laut und heftig zu schellen. Das Zimmer war hell und leer, und als die Frau auf den Vorplatz lief, sah sie ihren Mann auch dort draußen nicht.

Obwohl das Haus, in dem die jungen Eheleute wohnten, ein altmodisches Haus war, gab es seit kurzem in allen Wohnungen Drücker, mit deren Hilfe man die Haustüre öffnen konnte. Walther, sagte die Frau unglücklich. Sie drückte auf den Knopf und öffnete zugleich schon die Wohnungstür und horchte hinaus. Sie wohnten fünf Stockwerke hoch, und fünf Stockwerke lang hörte sie die schweren Schritte, die die Treppe heraufkamen und die, wie sich herausstellte, die Schritte von Polizeibeamten waren. Ihr Mann, sagten die Männer, als sie der Frau auf dem Treppenabsatz gegenüberstanden, sei bei der Ausfahrt von der Autobahn mit einem anderen Wagen zusammengestoßen und schwer verletzt worden. Und als sie das gesagt und eine Weile in das erstaunte Gesicht der Frau geschaut hatten, fügten sie hinzu, dass der Verunglückte sich jetzt auf dem Weg ins Krankenhaus befände, dass aber die Sanitäter, die ihn in den Wagen getragen hätten, der Ansicht gewesen seien, dass er den Transport nicht überleben würde. Das kann nicht sein, sagte die Frau ganz ruhig, es muss sich um eine Verwechslung handeln. Ich habe mit meinem Mann noch eben gesprochen, er ist in der Wohnung, er ist bei mir. Hier, fragten die Männer überrascht, wo denn, und gingen in die Küche und gingen ins Wohnzimmer und drehten überall die Lampen an. Da sie niemanden fanden, redeten sie der Frau gut zu, sich anzuziehen und sie ins Krankenhaus zu begleiten, und die Frau zog sich auch an, bürstete ihre langen weißblonden Haare und ging mit den Polizisten die Treppe hinunter. Auf der Fahrt saß die Frau zwischen den Männern, die versuchten, freundlich zu sein, und deren schwere Wollmäntel nach Regen rochen. Sie hatte ihren Spaß daran, dass der Fahrer das Martinshorn gellen ließ und alle roten Lichter überfuhr. Schneller, sagte sie, schneller, und die Polizisten glaubten, dass sie Angst habe, ihren Mann nicht mehr am Leben zu finden. Aber sie wusste gar nicht, warum sie in dem Wagen saß und wohin es ging. Die Worte „schneller, schneller“ sagte sie ganz mechanisch, und ganz mechanisch drehte sie ihren Kopf von links nach rechts und von rechts nach links, wie es die Eisbären tun.

Günter Kunert: Lieferung frei Haus

Im Straßenbild: keine merkbare Veränderung. Vielleicht rollten mehr Lastwagen als sonst durch die Stadt. Doch das fiel höchstens perfekten Verkehrspolizisten auf. Keineswegs auffiel, jedenfalls nicht zuerst, dass nach allabendlichem Aufkommen der Dunkelheit wie auch im Dämmer einsamer Morgen diese Lastwagen, die bis dahin scheinbar ziellos durch die Straßen gekurvt, plötzlich vor dem oder jenem Haus stehen blieben, um etwas Kastenförmiges, Kistenartiges, Hölzern-Kubisches aus sich zu entlassen, womit Fahrer und Gehilfen gewöhnlich überaus eilig im Haustor verschwanden. Manchmal schlepten sie an oder sogar über die zehn Stücke in einen Wohnblock, so dass sich sehr späte oder sehr frühe Passanten wunderten, was da wohl wohin getragen würde und zu welchem Zweck. Zu denen, die eines Morgens erstaunt einen derartigen Vorgang beobachteten, gehörte Friedrich W. Schmall. Er kehrte vom Nachtdienst heim und sah sofort den Wagen, aus dem lang gestreckte Kästen in sein Haus geschafft wurden. Auf der Treppe versuchte er von den Trägern etwas über ihre Lasten zu erfahren, aber sie bliesen ihm nur keuchend ihren Atem ins Gesicht und stießen unverständliche Laute der Anstrengung aus. Im ersten Stockwerk, dem unter seinem, bemerkte Schmall eine offene Wohnungstür, hinter der sich bereits viele solcher Kisten türmten; weiterhin erhielt er im Vorbeigehen einen undeutlichen Eindruck von dem Gesicht des Wohnungsinhabers, das einer bleichen, großen Blase ähnelte, schweißnass, mit zwei schwarzen Knöpfen besetzt: schreckensstarr Pupillen.



Am hellen Tage, als Schmall nach Brot hinunterlief, erhob sich vor ihm auf den Stufen die Portiersfrau und versperrte den weiteren Weg. Während sie die wassertriefenden Hände an der Schürze trocknete, fragte sie flüsternd, ob er schon wisse? Schmall wusste nichts. Aus ihrem Mund, den sie angstvoll fast an sein Ohr drückte, hauchte es: „Herr Helmbrecht hat Leichen bekommen. Stücker zwölf.“ Damit schlagartig den unglaublichen Anschein bestätigend, den die Kisten erweckt hatten. Aber warum und weshalb Herr Helmbrecht sich sorgfältig verpackte tote Leute in die Wohnung liefern ließ, konnte Schmall nicht begreifen. Auch darüber klärte ihn die Portiersfrau auf: „Nicht doch, nicht bringen lassen. Er musste sie nehmen. Es sind die, die er selber umgebracht hat. Ich weiß es!“ Hastig kniete sie sich wieder hin, den Kopf über den filzigen Scheuerlappen gebeugt, zu keinem Gespräch mehr bereit, taub für Schmall, der nach einer Weile echolosen Fragens die Achseln zuckte und weiter abwärts stieg, von Hunger getrieben.

In der Bäckerei bediente ihn die Frau des Bäckermeisters; ihr fülliger Leib, sonst von ihm lüstern gemustert, wirkte heute spannungslos und krank. Gerötet die früher lebhaften Augen und verweint, erneut wässrig glitzernd, als sie ihm auf seine unvorsichtige Frage Auskunft gab; Ihr Mann habe des Nachts einen schweren Anfall erlitten, einen Herzinfarkt, und als Grund bezeichnete sie stockend eine Greisin: „Die hat mein Mann mit dem Wagen umgefahren. Jahre ist das nun her - Jahre! Er wurde freigesprochen, weil die Straße regenglatt war. Und jetzt bringen sie uns die Leiche.“ Ihre Stimme hob sich zu nie gekannter Schrilheit: „Wegen Überfüllung der Friedhöfe. Und wegen der Verantwortlichkeit für Rentnerin Elsa Niedermayers Ableben, welche erst recht nach demselben zum Tragen zu kommen hat, wie amtlicherseits verfügt wurde. Hier ist der Frachtzettel!“ Sie schwenkte schluchzend ein Papier. Friedrich W. Schmall schaute betreten auf die wulstigen und geborstenen Lippen der vielen Brötchen, die ihm kein tröstendes, mitfühlendes Wort soufflieren wollten. Sogar: Im Grunde seines Herzens (da, wo es am tiefsten ist) räkelte sich gemeine Zufriedenheit: Recht geschieht dem Bäcker! Fast hätte Schmall gelacht. In seiner Kehle meldete sich ein hüpfendes Glucksen: Recht geschieht ihm, dem Nahrungsgewinnler! Rasch ging er aus dem Laden. Beschwingt lief er zurück. In seine Straße einbiegend, erblickte er einen himmelblau lackierten Kühlwagen, der brummend anfuhr. Schmall stand still, und der Wagen zog dicht an ihm vorbei. Er erkannte Im Halbdunkel des Fahrerhauses nur wenige Einzelheiten: apoplektische Wangen, unnatürlich glänzende Augen, einen kurzen, glimmenden Zigarrenstummel in einem fröhlich auf gewölbten Mundwinkel; schattiges Sichregen, das weiterglitt und verschwand.

Leute hatten sich vor dem Nebenhaus angesammelt, die Köpfe ins Genick gebogen, interessiert an einem bestimmten Fenster. Schmall erfuhr, dorthinauf wären vierzig Kisten getragen worden. Jemand sagte: „Seine Wohnung muss gerammelt voll sein!“ Ein anderer: „Kein Platz mehr da oben. Der Oberpostsekretär sitzt schon im Klosett.“ Ein älterer Mann murmelte so leise, dass es keiner der Umstehenden außer Schmall vernehmen konnte: „Das hat er sicher nicht gedacht, als er sie erschoss. Eigenhändig übrigens. Sie hatten genug vom Krieg, aber nicht der Oberpostsekretär. Damals war er das auch noch gar nicht...“ Schmall fragte leise vor sich hin: „Was wird er jetzt tun?“ Der andere hob schmetterlingsleicht die Schultern und sagte in normaler Lautstärke: „Man weiß nicht genau, was die Belieferten machen. Ein Mann ist gestern festgenommen worden, als er Leichenteile in eine Mülltonne stopfte. Es handelte sich dabei um Teile seiner Frau, und er hatte sie eines Hauses wegen geheiratet.“ „Er hat sie umgebracht?!“

„Nicht so, wie Sie denken .. .“ Der ältere Mann grüßte höflich und wandte sich fort. Die Leute liefen auseinander, weil ja doch nichts geschah. Schmall betrat sein Haus, darüber grübelnd, wie die Lieferanten eigentlich die Verantwortlichkeit der Empfänger feststellen mochten. Und wie hoch musste denn der Schuldanteil sein, damit eine Leiche auf diesen entfiel?

Eine bisher unbekannte Art von ausgleichender Gerechtigkeit war hierbei am Werk, die Schmall bedrückte. Wenn nun Irrtümer unterliefen, die ohne weiteres möglich waren, denn die Gerechtigkeit bringt immer Irrtümer mit sich, und ein völlig Unschuldiger durch eine fehlgeleitete Fracht zu Tode erschreckt würde - wer wohl bekäme dessen entschlummerte Physis? Unzufrieden schlang Schmall seine belegten Brote hinunter, suchte möglichst bald den ungemütlichen Gedanken zu entkommen, sich hinzuflüchten zu seiner Braut, deren freundliches Antlitz ihm heute ersehenswerter erschien denn je. Unterwegs kaufte er Blumen für sie. Als er ihre Straße erreichte, stand im Westen ein Rest von violetterm Geleucht über den Dachsilhouetten. Die Straße selbst lag schon in sichtverschlingender Finsternis. Mit schnellen Schritten war Schmall in dem Gebäude, vor dem ein Lieferwagen parkte: Modischer, blecherner Katafalk, bedrohlich funkelnd im ungenügenden Licht weniger Laternen.

Friedrich W. war bereits die halbe Treppe hinaufgelangt, als er über sich das schwere Atmen der Träger wahrnahm, dazu einen Geruch, gemischt aus Moderduft, Desinfektionsmitteln und einer Ingredienz, die ihm großes Unbehagen bereitete. So rasch wie möglich wollte er daher an den Aufwärtsstampfenden vorbei, jedoch versperrten die ihm geschickt den Weg nach oben, so dass Schmall hinter ihnen und einer ziemlich kleinen Kiste hersteigen musste - Stufe um Stufe. Endlich erreichten sie das Stockwerk, wo seine Braut Felicia Wirwark wohnte. Bevor Friedrich sich zur Wohnungstür durchdrängen konnte, um Fräulein Wirwarks Klingelknopf zu drücken, war ihm einer der Männer zugekommen. Friedrich W. Schmall erschrak. Ein widerwärtiges Empfinden fuhr in ihn, verbreitete sich durch seinen ganzen Körper wie eine plötzliche Schwäche. Vorsichtig wich er zurück. Tastete mit dem Fuß nach Stufen unter sich. Zwei, drei Schritte: Zwei, drei Stufen abwärts.

Ohne von Felicia bemerkt zu werden, erblickte er in der aufschwingenden Tür ihr Gesicht, das verfiel, als sie erkannte, was man ihr brachte. Ihre Augen und Nasenlöcher und ihr aufgesperrter Mund waren tiefe Schatten und sehr ähnlich den hartverschminkten lebenden Masken in uralten Stummfilmen. Dieses aus der Wirklichkeit herausgeschnittene Bild . behielt Friedrich bei sich, während er unbemerkt die Treppe hinabschlich. Dieses Bild: Wenige Tage später von Sehnsucht zerstört. So rannte Schmall vom Nachtdienst zu Felicia, die ihn empfing, als sei nichts gewesen: Heiter wie immer umarmte sie ihn herzlich und legte seinen Hut sanft auf die Spiegelgarderobe Nachdem sie sich ihm wieder zugewendet, stutzte sie und betrachtete ihn eingehend. Besorgt, er könne krank sein, führte sie ihn ins Wohnzimmer und versprach, sofort Tee zu bereiten. Aber Schmall sah sich nur suchend um und fragte heiser: „Wo hast du es?“

„Was wo?“ Sie hob die rechte Augenbraue. Friedrich hielt Felicia fest, dass sie nicht aus dem Zimmer konnte: „Der Sarg. Der kleine Sarg, der vorgestern kam!“ Felicia, von einer Blutwelle dunkelrot gefärbt: „Schäm dich, schäm dich ...“ und blickte ihn nicht an. Schmall zu der Frau, die sich aus seinen Händen

zu drehen suchte: „Gut: Du hattest ein Kind. Ich mache dir keinen Vorwurf. Aber warum hast du mir nichts gesagt? Ich will dir nur helfen. Du musst doch leiden...“

Felicia stieß ihn mit einem Ruck fort und rief verlegen: „Wir wollen nicht Kino spielen!“ Und als Friedrich dringlich aufs Neue nach dem Kind fragte, hob sie trotzig den Kopf: „Ich habe es in der Heizung verbrannt, wenn du es unbedingt wissen willst!“ Sie zuckte die Achseln. „Es ist so lange her. Soll ich aus meiner Wohnung ein Mausoleum machen? Ich habe doch dich...“ Sie näherte sich ihm, wollte sich an ihn drücken, doch Schmall schob sie von sich. Sie beobachtete ihn von unten herauf mit einem undeutbaren Schimmer der Iris und ging gleich in die Küche, den Tee aufzubrühen. Während sie laut und ungeniert mit dem Geschirr klapperte, entwich Friedrich lautlos aus der Wohnung. Er, der einzige Unschuldige unter lauter Schuldigen.

Wieder einen Tag weiter fiel ihm vor seiner Haustür ein dunkelgrüner Kombiwagen auf, der keine Aufschrift trug. Ohne das Gefährt zu beachten, betrat er sein Haus und bewegte er sich die Treppe hinauf, sich am Geländer hochziehend vor Müdigkeit. Mürrisches Gemurmel scholl ihm entgegen, als er um den Treppenabsatz bog, der zu seiner Wohnung führte.

Vor der Tür, an der ein Schildchen mit seinem Namen haftete, warteten die Träger, eine schlanke Kiste zwischen sich. Sie hatten seinen Schritt gehört und wiesen ihm jetzt ihre Gesichter, aus deren Unbeweglichkeit ihn die Augen reglos anglotzten. Er stieg unaufhaltsam weiter, hinein in diesen geballten Blick. Gleichgültig erscheinend, hob er die Füße, in der festen Absicht, an seiner Wohnungstür vorbeizugehen. Er mühte sich, einem zufälligen Besucher zu gleichen, wie er ihn sich vorstellte. Er wirkte wohl nicht überzeugend fremd, denn als er fast an der Tür vorüber war, stoppte ihn der Fahrer mit der Frage, ob er wisse, wo Friedrich Schmall sei. Den eigenen Namen in solchem Zusammenhang zu vernehmen, verstörte Friedrich W. Er war sich doch seiner Unschuld bewusst. Hier und jetzt ereignete sich also der von ihm befürchtete Irrtum.

Was sollte er um Himmels willen mit einer unbekanntem Leiche in der Wohnung? So setzte er an, ein glaubhaftes Kopfschütteln zu produzieren, da zog einer der Träger die Klappe vom Kopfteil der Kiste herunter, und als sich der urplötzlich neugierig gewordene Schmall vorbeugte, erkannte er unter sich, eingeklemmt, Felicia Wirwark. Nach einer von den kleineren Ewigkeiten richtete er sich wieder auf, holte den Schlüssel hervor und schloss seine Wohnungstür auf, durch die er mählich verschwand. Schweigend nahmen die Träger die Kiste auf und folgten Schmall. Der Fahrer rollte die Liste auf und hakte einen Namen ab, voller Zufriedenheit nickend.

Kurt Kusenberg: Herr G. steigt aus

Die Erde ist gebirgig, hügelig oder eben, sie ist fruchtbar oder karg. Die Menschen sprechen viele Sprachen, aber sie sagen in allen Sprachen das gleiche. Sie verstehen sich nicht darauf, richtig zu leben; nur das Sterben gelingt ihnen ganz gut. Überall und immer wiederholt sich das alte Spiel - es lohnt nicht, hinzuschauen. So etwa dachte Herr G., während er in seiner Kutsche durch die Länder rollte. Die Fenster waren dicht verhängt; nie schob Herr G. den Vorhang beiseite, nie schenkte er der Gegend, durch die er gerade fuhr, einen Blick. Er kannte das alles: den leidigen Bilderreigen und das törichte Gespreiz der Menschen. Es war angenehm dämmrig in der Kutsche, es roch nach Leder, nach dem Reisenden und auch ein wenig nach Proviant. Erst wenn es dunkelte, ließ Herr G. die Fenster herab und sog die Düfte, die Gerüche des Landes in sich ein. Er gab mehr auf seine feine Nase als auf seine müden Augen.



Vor Zeiten war auch Herr G. neugierig gewesen, wie jeder Reisende. Denn wozu reist man: wenn nicht, um die Welt zu erforschen? Wo immer ein Ort ihn lockte, hatte er dem Kutscher „Halt!“ zugerufen, war ausgestiegen und so lange dort geblieben, bis er vermeinte, er habe ihn gründlich studiert. Später, nachdem die große Unlust ihn befallen, stieg Herr G. nicht mehr aus. Er hieß seinen Sekretär neben den Kutscher sitzen und wies ihn an, durch ein Sprachrohr, das in die Kutsche führte, genau zu melden, was draußen zu sehen sei; damals wollte Herr G. dies noch wissen. Eine Weile danach entließ er den Sekretär; der wortkarge Kutscher genügte ihm, ja, er war ihm schon fast zuviel. Lieber wäre es ihm gewesen, die vier Pferde hätten die federnde Kutsche - ein Meisterwerk englischer Wagenbauer - nach Gutdünken fortbewegt, ohne Zügel, ohne Lenker, irgendwohin. Doch die Pferde waren das Gängelband gewohnt und bedurften zudem der Wartung; so musste der Kutscher bleiben.

Nachts hielt der Wagen vor einem beliebigen Gasthof an. Herr G. stieg aus, ließ sich ein Zimmer anweisen und aß allein. Dann machte er Fechtübungen und vollführte allerlei turnerische Kunststücke, eine Stunde lang, damit sein Leib, der tagsüber träge in der Kutsche saß, geschmeidig bleibe. Bereit zu sein: daran lag Herr G. viel, wenn er auch nicht wusste, warum und wofür er sich bereithalte. Außerdem empfahl sich eine gewisse Rüstigkeit, weil man ja unterwegs mit Raubüberfällen, einem Achsenbruch oder anderen Widrigkeiten rechnen musste. Nach den Übungen wusch Herr G. sich von Kopf bis Fuß und atmete, ebenfalls eine Stunde lang, die frische Nachtluft tief in seine Lungen ein. Dann trank er, um müde zu werden, zwei Flaschen Wem und schlief ein wenig. Am frühen Morgen, lange vor Sonnenaufgang, ging die Reise weiter. Es bleibt unerklärt, ob Herr G. gern in der Kutsche saß oder nicht, und weshalb er, anstatt blind durch die Welt zu reisen, sich nicht lieber in eine kleine Kammer einschloss. Vermutlich liebte er die Wagengeräusche: das Rattern und Poltern der Räder, das Knirschen der Ledergurte, das leise Knarren der Deichsel.

Herr G. las nie ein Buch, weder auf der Reise noch im Gasthof. Er hielt nichts von Büchern und schmeichelte sich, er wisse alles, was sie enthielten - und noch einiges dazu. Er dachte auch nicht viel nach, denn das hatte er früher gründlich besorgt, in jüngeren Jahren. Für gewöhnlich versank er in Halbschlaf und träumte, er fahre in einer Kutsche über Land; da er's ohnehin tat, hätte er sich eines von beiden, das Träumen oder das Reisen, sparen können. Manchmal redete er mit sich selbst - oder mit einem zahmen Eichhörnchen, das ihn seit einiger Zeit begleitete. Anders als seine Artgenossen, war das Tier sehr ruhig, fast schläfrig; nur deshalb konnte Herr G. es überhaupt ertragen. Was Herr G. bewog, sein eintöniges Leben fortzuführen, wissen wir nicht. Musste er sich nicht sagen, dass er allmählich auf die einsamste, trübsinnigste Art der Welt altern werde - er samt der Kutsche, die seine Wohnstatt war? Vielleicht nährte er eine

kleine Hoffnung, denn ganz ohne Hoffnung kann niemand leben. Welche Hoffnung aber? Wir berichteten vorhin, dass Herr G. abends, wenn es dunkel wurde, die Wagenfenster herabließ und die Gegend beroch, doch wir vergaßen zu sagen, dass er dabei eine gespannte Miene machte, als erwarte er etwas Bestimmtes. Herr G. hatte noch eine andere Eigenheit: er zog in einem fort seine Uhr hervor und sah nach, wie viel Minuten seit dem letzten Blick aufs Zifferblatt vergangen waren. Oft zählte er auch laut die Sekunden, um dann nachzuprüfen, ob die Uhr mit ihm oder ob er mit der Uhr Schritt gehalten habe. Im Hinblick auf Herrn G.s absonderliche Lebensweise waren diese beiden Gewohnheiten, das Schnuppern und das Zeitablesen, freilich keine Eigenheiten, sondern eher das Gegenteil: natürliche Handlungen, die den Verdacht aufkommen ließen, Herr G. habe am Ende doch ein örtliches Ziel, oder er suche der Zeit, die er gemeinhin so achtlos verrinnen ließ, ein Geheimnis abzulauschen.

Eines Tages, während der Fahrt, erschien es Herrn G. plötzlich, die Zeit laufe schneller ab als sonst. Woran er dies spürte, hätte er nicht zu sagen gewusst; er spürte es eben. Er zog die Uhr zu Rate, doch das half ihm wenig, denn es war ja anzunehmen, dass auch ihr Räderwerk sich rascher bewegte. Herr G. wurde unruhig und fasste nach seinem Puls. Dabei entdeckte er, dass das Pochen seines Blutes aufs feinste mit dem Stoßen des linken Hinterrades übereinstimmte. Das war zweifellos etwas Neues. Als wolle es seinem Herrn Recht geben, wurde nun das Eichhörnchen gleichfalls unruhig. Es begann, in der Kutsche umherzuklettern, zerrte den Deckel vom Proviantkorb, wühlte in den Speisen, aß aber nichts. Liefen nicht die Pferde anders als bisher? Herr G. hätte schwören können, dass sie tänzelten. Da hörte er - er traute seinen Ohren nicht - den Kutscher droben laut singen. Hatte der Kerl getrunken? Ach wo, so einfach konnte die Erklärung nicht lauten; da griff doch offenbar eines ins andere. Erregt öffnete Herr G. die Wagenfenster. Eine wilde, würzige Luft stieß herein und benahm ihm den Atem. Er riss die Vorhänge zur Seite; draußen lag eine Gegend, die er auf all seinen Reisen noch nie gesehen hatte.

Herr G. lehnte sich aus dem Fenster. „Wo sind wir?“ rief er dem Kutscher zu. „Ich weiß es nicht!“ sang der Kutscher. „Herr, ich weiß es nicht - ich weiß es nicht!“ Er fand nichts dabei, dass er sang. In wenigen Sätzen zu sagen, worin die Landschaft sich von anderen Landschaften unterschied, ist so leicht nicht. Sie war ungemein fruchtbar, das stand fest. Ihr Laubwerk glänzte tiefgrün, gelackt, wie nach einem Gewitterregen. Obwohl kein Wind die Baumkronen anrührte, jagten Wolkenfetzen hastig über den Himmel. Erst als die Pferde im Schritt gingen, bemerkte Herr G. eine seltsame Erscheinung. Er fand heraus, dass die Bäume, die Sträucher zusehends wuchsen oder welkten. Hier schossen junge Pappeln empor, als wollten sie es mit Spargeln aufnehmen; dort spann eine Brombeerhecke sich sachte ein, man konnte es genau verfolgen; und drüben warf ein Apfelbaum mit einem Schlag all seine Früchte ab.

Zunächst wollte Herr G. nicht glauben, was er sah, doch er wusste es wohl; er sah wirklich die Pflanzen sprießen und reifen und vergehen. Als die Kutsche wieder schneller fuhr, konnte er das Wunder nicht mehr so gut beobachten, aber er fühlte ganz deutlich, wie die Landschaft um ihn her sich mächtig regte. Das Eichhörnchen gebärdete sich indes wie toll. Er griff nach ihm, um es zu beruhigen. Da krallte es sich an seinem Ärmel fest, blickte ihn starr an und verschied. Herr G., der Leichen nicht mochte, ließ anhalten. Er trug das Eichhörnchen an den Wegrand und hob mit den Händen eine kleine Grube aus. Es war höchste Zeit, denn schon begann das Tier zu verwesen.

Dass er den Leichnam angefasst hatte, ekelte Herrn G. In dem Wunsch, irgendwo Wasser zu finden, ging er querfeldein, auf ein Wäldchen zu, das bald ein Wald zu werden versprach: so munter wuchs es in die Höhe und in die Breite. Der Weg dorthin war ein bisschen länger, als

Herr G. angenommen hatte, er bescherte ihm sonderbare Schauspiele. Ein grünes Kornfeld zur Linken wurde gelb, wurde reif, und als ein Windhauch drüber hinfuhr, legten sich die fruchtschweren Halme müde nieder. Zur Rechten standen Rebstöcke. Ihre Trauben schwellen an, platzten und verströmten roten Saft - sie kelterten sich selbst. Auch in dem Wäldchen lebte und starb sich's rasch. Junge Vögel schlüpfen aus dem Ei, breiteten die Schwingen aus und flogen davon; tote Vögel fielen, mit den Tannenzapfen um die Wette, von den Zweigen herab. Herr G. hatte Glück, er hörte ein Bächlein rauschen und sichtete es auch gleich darauf; er musste einen steilen Abhang hinabklettern. In dem Augenblick aber, da er seine Hände netzte, wallte das Wasser auf und stieg erschreckend hurtig, als sei eine Springflut gekommen. Herr G. hatte seine liebe Not, sich bergauf zu retten; fast hätte ein Zug schwerer Fische, der gegen seine Beine fuhr, ihn hingeworfen und elend ertränkt. Von oben her, wo unterdes das Wäldchen zum Hochwald geworden war, blickte Herr G. auf einen unbändigen Fluss hinab, der Bäume mit sich fortriss und sie in seinen Strudeln zerfetzte. Herr G. lief jetzt, er hatte es eilig, die Kutsche zu erreichen. Doch seine Beine waren, allen nächtlichen Übungen zum Trotz, nicht schnell genug. Als er - endlich, endlich! - bei der Landstraße ankam, fand er von seinem Besitz nicht mehr viel vor. Wo der Wagen gestanden hatte, lag nun ein bisschen Kehricht, ein Gemenge aus Holz, Leder und Eisen. Die Pferde hatten eine rechteckige Figur aus Knochen auf dem Boden zurückgelassen. Und der junge Holunderstrauch, der sich da mitten auf der Landstraßebreit machte: zog er etwa seinen Saft aus den sterblichen Resten des Kutschers? Herr G. wusste es nicht und hatte nur wenig Zeit, darüber nachzudenken.

Eine Stunde später keimte dicht bei dem Holunder ein Pflanzenreis hervor, das eine Birke zu werden versprach.

Siegfried Lenz: Der große Wildenberg

Mit dem Brief kam neue Hoffnung. Er war nur kurz, enthielt keine Anrede, er war mit gleichgültiger Höflichkeit diktiert worden, ohne Anteilnahme, ohne die Absicht, mir durch eine versteckte, vielleicht unfreiwillige Wendung zu verstehen zu geben, dass meine Sache gut stand. Obwohl ich den Brief mehrmals las, nach Worten suchte, die ich in der ersten Aufregung überlesen zu haben fürchtete, und obwohl all meine Versuche, etwas Gutes für mich herauszulesen, misslangen, glaubte ich einige Hoffnungen in ihn setzen zu können, denn man lud mich ein, oder empfahl mir, zum Werk herauszukommen und mich vorzustellen. Ich faltete den Brief zusammen, legte ihn, damit ich ihn gegebenenfalls schnell zur Hand hätte, in die Briefftasche und fuhr hinaus zur Fabrik. Es war eine Drahtfabrik, ein lang gestrecktes, flaches Gebäude; es war dunkel, als ich hinausfuhr, und es schneite. Ich ging an einer hohen Backsteinmauer entlang, ging in ihrem Windschutz; elektrische Bogenlampen erhellten den Weg, niemand kam mir entgegen. In das Pflaster der Straße waren Schienen eingelassen, sie glänzten matt, der Schnee hielt sich nicht auf ihnen. Der Schienenstrang führte mich zu einer Einfahrt, er verließ in kurzem Bogen die Straße, lief unter einem Drahtgitter hindurch und verschwand im Innern eines schwarzen Schuppens. Neben dem Tor stand ein Pförtnerhaus aus Holz, es wurde von einer schwachen elektrischen Birne erleuchtet, die an der Decke hing. Im Schein der Birne erkannte ich den Pförtner, einen alten, mürrischen Mann, der vor einem schäbigen Holztisch saß und mich beobachtete. Hinter seinem Rücken brannte ein Koksfeuer. Ich ging an das Häuschen heran, und der Pförtner legte sein Ohr an das Fenster und wartete auf meine Anmeldung: ich schwieg. Der Mann wurde ärgerlich und stieß ein kleines Fenster vor mir auf. Ich spürte, wie ein Strom von verbrauchter, süßlicher Luft ins Freie drang. Der Pförtner war offenbar besorgt, dass zuviel Luft aus seinem Raum entweichen könnte, und er fragte ungeduldig: „Zu wem wollen Sie? Sind Sie angemeldet?“



Ich sagte, dass ich bestellt sei; wenn er wolle, könne ich ihm den Brief zeigen. Der Brief sei von einem Mann namens Wildenberg unterzeichnet. Als ich diesen Namen nannte, blickte der Pförtner auf seine Uhr, dann sah er mich an, bekümmert und mit sanftem Spott, und ich fühlte, dass er seinen Ärger vergessen hatte und nur ein berufsmäßiges Mitleid für mich empfand. „Ist Herr Wildenberg nicht da?“ fragte ich. „Er ist fast immer da“, sagte der Pförtner. „Es kommt selten vor, dass er verreist ist. Aber Sie werden ihn heute nicht sprechen können.“

Und dann erzählte er mir, wie schwer es sei, an Wildenberg heranzukommen; er erzählte mir, wie viel auf diesem großen Mann laste, der in schweigender Einsamkeit, hinter fernen Türen, seine Entschlüsse fasse, und dass es zwecklos sei, wenn ich, obgleich ich bestellt sei, zu dieser Stunde noch herkäme. Ich solle am nächsten Tag wiederkommen, empfahl mir der Pförtner, hob die Schultern, seufzte und sagte, dass das der einzige Rat sei, den er mir geben könne, ich täte gut daran, ihn zu befolgen.

Ich befolgte den Rat des Pförtners und ging nach Hause, und am nächsten Morgen, in aller Frühe, machte ich mich wieder auf den Weg zur Fabrik. Die Bogenlampen brannten noch, es war kalt, und von der Werkskantine roch es nach Kohl. Der Pförtner empfing mich freundlich, er schien auf mich gewartet zu haben. Er winkte mir, draußen stehen zu bleiben, telefonierte längere Zeit und erklärte schließlich mit glücklichem Eifer, dass es ihm gelungen sei, mich auf die Spur zu setzen, ich könne nun ohne Schwierigkeiten bis zu Doktor Setzkis Büro gehen, seine Sekretärin würde mich dort erwarten. Die Sekretärin war forsch und mager, sie bot mir eine Tasse Tee an, den sie gerade gekocht hatte, und entschuldigte sich mit einer eiligen Arbeit. Ich wertete den Tee als gutes Zeichen, das Angebot hatte mich seltsamerweise so zuversichtlich für meine eigene Sache gemacht, dass ich der Sekretärin eine von meinen beiden Zigaretten hinüberreichen wollte, doch sie lehnte ab. Ich rauchte auch nicht, weil Dr. Setzki jeden Augenblick aus seinem Zimmer kommen konnte, ich hörte Geräusche hinter seiner Tür, Knistern und Murmeln.

Es wurde hell draußen, die Bogenlampen erloschen, und die Sekretärin fragte mich, ob sie das Licht im Zimmer ausknipsen dürfe. Ich antwortete ihr lang und umständlich, in der Hoffnung, sie dadurch in ein

Gespräch zu ziehen, denn es war mir ihretwegen peinlich, dass Dr. Setzki mich so lange warten ließ. Aber das Mädchen ging nicht auf meine Bemerkungen ein, sondern verbarg sich sofort wieder hinter ihrer Schreibmaschine, wo sie sicher war.

Dr. Setzki kam spät, er war unerwartet jung, entschuldigte sich, dass er mich so lange hatte warten lassen, und führte mich über einen Gang. Er entschuldigte sich vor allem damit, dass Wildenberg, der große einsame Arbeiter, keinen zur Ruhe kommen lasse, immer wieder frage er nach, versichere sich aller Dinge mehrmals und verhindere dadurch, dass man einen genauen Tagesplan einhalten könne. Ich empfand fast ein wenig Furcht bei der Vorstellung, in wenigen Sekunden Wildenberg gegenüberzusitzen, ich spürte, wie auf den Innenflächen meiner Hände Schweiß ausbrach, und sehnte mich nach dem Zimmer der Sekretärin zurück. Dr. Setzki durchquerte mit mir ein Büro und brachte mich in ein Zimmer, in dem nur ein Schreibtisch und zwei Stühle standen. Er bat mich, auf einem der Stühle Platz zu nehmen und auf Dr. Petersen zu warten, das sei, wie er sagte, die rechte Hand Wildenbergs, die mir alle weiteren Türen zu dem großen Mann öffnen werde. Er zeigte sich unterrichtet, in welcher Angelegenheit ich hergekommen war, sprach mit großer Bewunderung von Wildenbergs Geschick, Leute auszusuchen, und verabschiedete sich schließlich, indem er mir die Hand flüchtig auf die Schulter legte. Als ich allein war, dachte ich noch einmal an seine Worte, hörte noch einmal seinen Tonfall, und jetzt schien es mir, als sei die Bewunderung, mit der er von Wildenberg gesprochen hatte, heimliche Ironie. Dr. Petersen war, wie die Sekretärin, die unter einem Vorwand ins Zimmer kam, sagte, auf einer Sitzung. Sie konnte nicht sagen, wann er wieder zurück wäre, aber sie glaubte zu wissen, dass es nicht zu lange dauern würde; dafür, meinte sie, seien Sitzungen zu anstrengend. Sie lachte vielsagend und ließ mich allein. Die Sekretärin hatte Recht. Ich hatte zehn Minuten gewartet, da erschien Dr. Petersen, ein Hüne mit wässerigen Augen; er bat mich, Platz zu behalten, und wir sprachen über meine Bewerbung. Sie sei, sagte er, immer noch bei Wildenberg, er habe sie bei sich behalten, trotz seiner enormen Arbeitslast, und ich käme diesem großen Mann gewiss entgegen, wenn ich nicht weiter danach fragte, sondern meinen Aufenthalt bei ihm so kurz wie möglich hielte. „Ich bin sicher“, sagte Dr. Petersen, „Herrn Wildenbergs Laune wird um so besser sein, je kürzer Sie sich fassen. Leute seiner Art machen alles kurz und konzentriert.“ Dann bat er mich, ihm zu folgen, klopfte an eine Tür, und als eine Stimme „Herein“ rief, machte er mir noch einmal ein hastiges Zeichen, all seine Ratschläge zu bedenken, und ließ mich eintreten. Ich hörte, wie die Tür hinter mir geschlossen wurde. „Kommen Sie“, sagte eine freundliche, schwache Stimme, „kommen Sie zu mir heran.“ Ich sah in die Ecke, aus der die Stimme gekommen war, und ich erkannte einen kleinen, leidvoll lächelnden Mann hinter einem riesigen Schreibtisch. Er winkte mir aus seiner Verlorenheit mit einem randlosen Zwickel zu, reichte mir die Hand, eine kleine, gichtige Hand, und bat mich schüchtern, Platz zu nehmen. Nachdem ich mich gesetzt hatte, begann er zu erzählen, er erzählte mir die ganze Geschichte der Fabrik, und wenn ich in einer Pause zu gehen versuchte, bat er mich inständig, zu bleiben. Und jedes Mal, wenn ich mich wieder setzte, bedankte er sich ausführlich, klagte über seine Einsamkeit und wischte mit dem Ärmchen über den leeren Schreibtisch. Ich wurde unruhig und erinnerte mich der Ratschläge, die man mir gegeben hätte, aber sein Bedürfnis, sich auszusprechen, schien echt zu sein, und ich blieb.

Ich blieb mehrere Stunden bei ihm. Bevor ich mich verabschiedete, fragte ich nach meiner Bewerbung. Er lächelte traurig und versicherte mir, dass er sie nie gesehen habe, er bekomme zwar, sagte er, gelegentlich etwas zur Unterschrift vorgelegt, aber nur, um sich nicht so einsam zu fühlen, denn man entreiße es ihm sofort wieder. Und er gab mir flüsternd den Rat, es einmal bei Dr. Setzki zu versuchen, der habe mehr Möglichkeiten und sei über den Pförtner zu erreichen: ich musste ihm glauben. Ich verabschiedete mich von dem großen Wildenberg, und als ich bereits an der Tür war, kam er mir nachgetrippelt, zupfte mich am Ärmel und bat mich, ihn bald wieder zu besuchen. Ich versprach es.

Christoph Meckel: Die Vampire

Ich war auf dem Jahrmarkt und langweilte mich, da bemerkte ich zwischen Karussellen, Tingeltangelbuden und Trinkhallen ein Transparent mit der Aufschrift: ÜBERNEHMEN SIE SELBST DAS HANDWERK GOTTES! Ich trat näher und sah eine Schießbude, auf deren Tisch Pistolen und Gewehre lagen. Ein paar Leute hatten sich vor der Bude versammelt, redeten, rauchten und standen auf Zehenspitzen, um besseren Einblick in die Bude zu haben. Aus einem Lautsprecher schallten Musik und gesprochene Texte, die der Lautstärke wegen schwer zu verstehen waren. Einer dieser Texte lautete: Meine Damen und Herren, übernehmen Sie selbst das Handwerk Gottes! Legen Sie selber Hand an Ihr Geschick und korrigieren Sie es, indem Sie Ihre Tage und Stunden in Form von Holzbällen von der Leine schießen! Schießen Sie, bitte schießen Sie, meine Damen und Herrn, und die Dame an der Kasse wird Ihnen die abgeschossene und also ungültige Zeit quittieren, ohne Umstände bekommen Sie Ihre nunmehr verbrauchte Zeit an der Kasse ausgehändigt!



Ich reihte mich unter die Zuschauer und versuchte zu begreifen, was vorging. An einer langsam in Augenhöhe durch die Bude ziehenden Leine schaukelten kleine, nummerierte Holzbälle. Die Zuschauer beobachteten einen Pistolenschützen, der soeben einen Holzball mit der Nummer 67 abgeschossen hatte. Alle fünf oder sechs Sekunden krachte ein Schuss und riss einen Holzball von der Leine. Lachen und Gemurmel ging durch die Menge, als der Schütze den hundertdreiundzwanzigsten Ball verfehlte. Eine mit Harlekinkittel, Sonnenbrille und Zylinder verkleidete Gestalt klatschte Beifall und nahm dem Mann die Pistole ab. Eine krächzende männliche Stimme rief durch den Lautsprecher: Haben Sie das gesehen, meine Damen und Herrn! Hier wurde Ihnen soeben bewiesen, dass man Glück haben kann. Schon 123 Tage weniger zu leben! Mein Herr, ich gratuliere Ihnen im Namen unseres zahlreichen Publikums! Man schob den Schützen zur Kasse. Die Dame im Kassenverschlag reichte ihm ein Papier, das er unterschrieb, zerknüllte und fortwarf. Ein älterer Herr zwängte sich nun durch, die Menge an den Schießstand, neue Bälle wurden aufgezogen, er bezahlte eine geringe Summe, der Harlekin legte ihm Pistolen und Gewehre zur Auswahl vor. Der Mann wählte ein Luftgewehr und begann zu schießen sobald die Leine sich straffte und in Bewegung setzte. Nach einigen hundert fehlerfreien Schüssen lief die Leine leer vorüber, der Mann setzte das Gewehr ab und erkundigte sich, warum er nicht weiterschießen könne. Bravo, meine Damen und Herren, bravo, bravo! rief die krächzende Stimme im Lautsprecher, wir machen Sie darauf aufmerksam: noch ein Schuss und wir sprechen uns an der Kasse wieder! Noch ein letzter fehlerfreier Schuss dieses Herrn vor Ihnen und alle Rekorde sind gebrochen! Beachten Sie den Schützen, meine Damen und Herrn, der nun das Gewehr wieder aufnimmt und auf den letzten Ball zielt.

Die erschlaffte Leine spannte sich, und ein kleiner, nicht nummerierter Holzball zog schnell durch die Schießbude. Der Schuss krachte, der Ball fiel in Splittern zu Boden. Das Publikum atmete auf; man klopfte dem Mann auf die Schulter und drängte ihn zur Kasse, aus dem Lautsprecher knatterte Tanzmusik. Die Dame im Kassenverschlag schob ein Papier durch die Schalteröffnung und der Mann unterschrieb. Er steckte das Papier in die Tasche, grüßte und wollte sich durch die Menge ins Freie drängen, blieb jedoch stehen, schwankte, verdrehte die Augen und fiel zu Boden. Zwei Harlekine, die bisher unbeschäftigt an den Seitenwinden der Schießbude gestanden hatten, rannten herbei und zogen den Toten aus der Menge und warfen ihn auf eine aus Brettern und Tüchern improvisierte Bahre, die sie eilig hinter die Dekorationen der Schießbude schleppten. Ein dritter Harlekin in Sportmütze und gelben Handschuhen trat aus den Dekorationen und fegte die Splitter der zerschossenen Holzbälle sorgfältig in einen Sack. Einige Zuschauer waren blass geworden, andere standen unsicher herum, aber der größte Teil der Zuschauermenge schien keine Ahnung zu haben, worum es sich handelte.

Ich begab mich sogleich hinter die Schießbude. Zwischen Wohnwagen und Gerumpel standen zwei Harlekine im nassen, zertretenen Boden und stopften den Toten in eine Kiste. Die Dame verließ den Kassenverschlag, steckte ein Pappschild mit der Aufschrift VORÜBERGEHEND GESCHLOSSEN an die Scheibe und schleppte sich hinter die Schießbude. Sie hatte Mühe sich fortzubewegen, war unglaublich alt und fett und glich einem ausgestopften Raubvogel. Sie war stark geschminkt und paffte eine Zigarette. Sie stellte sich zu den Männern, die die Kiste mit

Schrauben und Nägeln verschlossen, zertrat ihre Zigarette und lächelte sparsam. Andere Harlekine und Männer in Arbeitskleidung kamen hinzu, alte, uralte Gestalten mit zitternden Beinen und nickenden Köpfen. Hagere oder dicke Männer mit welken Händen und angemalten Gesichtern, die Augen gierig und schnell oder abwesend, trübe. Sie standen herum und blickten auf die Dame. Als die Kiste verschlossen und weggeschafft worden war, zählte sie kleine Murmeln oder Kapseln aus einem Sack in die offenen Hände der Männer. Einen Rest behielt sie für sich zurück. Hierauf wurden die Splitter der zerschossenen Bälle verteilt. Die Männer gingen auseinander, manche schluckten oder zerkaute eine Murmel. Aus dem Lautsprecher schrammelte ein Tango. Das Publikum hatte sich verlaufen. Ein paar Männer waren damit beschäftigt, die Schießbude abzurechen, und da es hier nichts weiter zu sehen gab, entfernte ich mich und ging nach Hause.

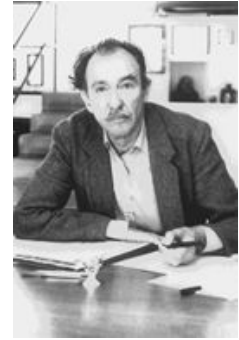
Christa Reinig: Skorpion

Er war sanftmütig und freundlich. Seine Augen standen dicht beieinander. Das bedeutete Hinterlist. Seine Brauen stießen über der Nase zusammen. Das bedeutete Jähzorn. Seine Nase war lang und spitz. Das bedeutete unstillbare Neugier. Seine Ohrläppchen waren angewachsen. Das bedeutete Hang zum Verbrechertum. Warum gehst du nicht unter die Leute? fragte man ihn. Er besah sich im Spiegel und bemerkte einen grausamen Zug um seinen Mund. Ich bin kein guter Mensch, sagte er. Er verbohrte sich in seine Bücher. Als er sie alle ausgelesen hatte, musste er unter die Leute, sich ein neues Buch kaufen gehen. Hoffentlich gibt es kein Unheil, dachte er und ging unter die Leute. Eine Frau sprach ihn an und bat ihn, ihr einen Geldschein zu wechseln. Da sie sehr kurzsichtig war, musste sie mehrmals hin- und zurücktauschen. Der Skorpion dachte an seine Augen, die dicht beieinander standen und verzichtete darauf, sein Geld hinterlistig zu verdoppeln. In der Straßenbahn trat ihm ein Fremder auf die Füße und beschimpfte ihn in einer fremden Sprache. Der Skorpion dachte an seine zusammengewachsenen Augenbrauen und ließ das Geschimpfe, das er ja nicht verstand, als Bitte um Entschuldigung gelten. Er stieg aus, und vor ihm lag eine Briefftasche auf der Straße. Der Skorpion dachte an seine Nase und bückte sich nicht und drehte sich auch nicht um. In der Buchhandlung fand er ein Buch, das hätte er gern gehabt. Aber es war zu teuer. Es hätte gut in seine Manteltasche gepasst. Der Skorpion dachte an seine Ohrläppchen und stellte das Buch ins Regal zurück. Er nahm ein anderes. Als er es bezahlen wollte, klagte ein Bücherfreund: Das ist das Buch, das ich seit Jahren suche. Jetzt kauft's mir ein anderer weg. Der Skorpion dachte an den grausamen Zug um seinen Mund und sagte: Nehmen Sie das Buch. Ich trete zurück. Der Bücherfreund weinte fast. Er presste das Buch mit beiden Händen an sein Herz und ging davon. Das war ein guter Kunde, sagte der Buchhändler, aber für Sie ist auch noch was da. Er zog aus dem Regal das Buch, das der Skorpion so gern gehabt hätte. Der Skorpion winkte ab: Das kann ich mir nicht leisten. - Doch, Sie können, sagte der Buchhändler, eine Liebe ist der anderen wert. Machen Sie den Preis. Der Skorpion weinte fast. Er presste das Buch mit beiden Händen fest an sein Herz, und, da er nichts mehr frei hatte, reichte er dem Buchhändler zum Abschied seinen Stachel. Der Buchhändler drückte den Stachel und fiel tot um.



Wolfdietrich Schnurre: Auf der Flucht

Der Mann hatte einen Bart und war schon etwas älter; zu alt fast für die Frau. Und dann war auch noch das Kind da, ein ganz kleines. Das schrie dauernd, denn es hatte Hunger. Auch die Frau hatte Hunger. Aber sie war still, und wenn der Mann zu ihr hinsah, dann lächelte sie; oder sie versuchte es doch wenigstens. Der Mann hatte auch Hunger. Sie wussten nicht, wohin sie wollten; sie wussten nur, sie konnten in ihrer Heimat nicht bleiben, sie war zerstört. Sie liefen durch Wald, durch Kiefern. In denen knisterte es. Sonst war es still. Beeren oder Pilze gab es nicht; die hatte die Sonne verbrannt. Über den Schneisen flackerte Hitze. Das bisschen Wind wehte nur oben. Es war für den Bussard gut; Reh und Hase lagen hechelnd im Farn.



„Kannst du noch?“ fragte der Mann.

Die Frau blieb stehen. „Nein“, sagte sie.

Sie setzten sich. Die Kiefern waren mit langsam wandernden Raupen bedeckt. Blieb der Wind weg, hörte man sie die Nadeln raspeln. Das knisterte so; und es rieselte auch: Nadelstücke und Kot, wie Regen. „Nonnen“, sagte der Mann; „sie fressen den Wald auf.“ „Wo sind die Vögel?“ fragte die Frau. „Ich weiß nicht“, sagte der Mann; „ich glaube, es gibt keine Vögel mehr.“

Die Frau legte das Kind an die Brust. Doch die Brust war leer. Da schrie das Kind wieder. Der Mann schluckte. Als das Kind anfing, heiser zu werden, stand er auf.

Er sagte: „Es geht so nicht länger.“ „Nein“, sagte die Frau. Sie versuchte zu lächeln, es gelang ihr nicht. „Ich hol was zu essen“, sagte der Mann. „Woher?“ fragte sie. „Lass mich nur machen“, sagte er. Dann ging er.

Er ging durch den sterbenden Wald. Er schnitt Zeichen ein in die Bäume. Er kam an eine Sandrinne. Die war ein Bach gewesen. Er lief über einen schwarz staubenden Platz. Der war eine Wiese gewesen. Er lief zwei Stunden. Dann fing die Sandheide an. Auf einem Stein lag eine Kreuzotter; sie war verdorrt. Das Heidekraut staubte.

Später kam er an einen unbestellten Acker. Darauf auch in ein Dorf; das war tot. Der Mann setzte sich auf eine Wagendeichsel. Er schlief ein. Im Schlaf fiel er herunter. Als er aufwachte, hatte er Durst; sein Gaumen brannte.

Er stand auf, taumelte in ein Haus. In dem Haus war es kahl. Die Schublade war aus dem Tisch gerissen und lag auf der Erde. Die Töpfe waren zerschlagen; auch die Fenster.

Auf der Ofenbank lag ein Tuch. In das Tuch war ein halbes Brot eingebunden; es war hart.

Der Mann nahm es und ging. In den ändern Häusern fand er nichts; auch kein Wasser. In den Brunnen lag Aas. Von dem Brot wagte er nichts abzurechen. Er wollte es der Frau aufheben. Feldfrüchte fand er nicht. Auch Tiere gab es nicht mehr; nur tote: Katzen, einige Hühner. Sie westen.

Ein Gewitter hing in der Luft.

Auf dem Feld zertrat der Mann eine Eidechse. Sie zerfiel in Staub.

Es donnerte. Vor dem Wald standen Glutwände. Er ging vornübergebeugt. Das Brot trug er unter dem Arm. Schweiß troff ihm in den Bart. Seine Fußsohlen brannten. Er lief schneller. Er kniff die Augen zusammen. Er sah in den Himmel.

Der Himmel war schweflig; es blitzte. Nachtwolken kamen. Die Sonne verschwand. Der Mann lief schneller. Er hatte das Brot in den Hemdausschnitt geschoben, er presste die Ellenbogen dagegen. Wind kam. Tropfen fielen. Sie knallten wie Erbsen auf den dörrenden Boden.

Der Mann rannte. Das Brot, dachte er, das Brot. Aber der Regen war schneller. Weit vor dem Wald noch holte er den Mann ein.

Blitze zerrissen den Himmel. Es goss. Der Mann drückte die Arme gegen das Brot. Es klebte. Der Mann fluchte. Doch der Regen nahm zu. Der Wald vorn und das Dorf hinten waren wie weggewischt. Dunstfahnen flappten über die Heide. In den Sand gruben sich Bäche. Der Mann blieb stehen; er

keuchte. Er stand vornübergebeugt. Das Brot hing ihm im Hemd, unter der Brust. Er wagte nicht, es anzufassen. Es war weich; es trieb auf; es blätterte ab.

Er dachte an die Frau, an das Kind. Er knirschte mit den Zähnen. Er verkrampfte die Hände. Die Oberarme presste er eng an den Leib. So glaubte er, es besser schützen zu können.

Ich muss mich mehr über es beugen, dachte er; ich muss ihm ein Dach machen mit meiner Brust. Er darf's mir nicht schlucken, der Regen; er darf nicht. Er kniete sich hin. Er neigte sich über die Knie. Der Regen rauschte; nicht zehn Schritte weit konnte man sehen. Der Mann legte die Hände auf den Rücken. Dann beugte er die Stirn in den Sand. Er sah sich in den Halsausschnitt. Er sah das Brot. Es war fleckig; es bröckelte; es sah aus wie ein Schwamm.

Ich werde warten, dachte der Mann. So werde ich warten, bis es vorbei ist. Er wusste: er log; keine fünf Minuten hielt das Brot mehr zusammen. Dann würde es sich auflösen, würde wegfließen; vor seinen Augen. Er sah, wie ihm der Regen um die Rippen herumflog. Auch unter den Achseln schossen zwei Bäche hervor. Alles spülte über das Brot hin, sickerte in es ein, nagte an ihm. Was abtropfte, war trüb, und Krümel schwammen darin. Eben noch war es geschwollen, das Brot, jetzt nahm es ab; Stück um Stück, und zerrann.

Da begriff er: Frau hin, Frau her; er hatte die Wahl jetzt: entweder es sich auflösen lassen oder es selber zu essen. Er dachte: „Wenn ich es nicht esse, geht es kaputt, ich bleibe schlapp, und wir gehn alle drei vor die Hunde. Ess' ich es aber, bin wenigstens ich wieder bei Kräften.“ Er sagte es laut, er musste es laut sagen; wegen der ändern Stimme in ihm, wegen der leisen. Er sah nicht den Himmel, der im Westen aufhellte. Er gab nicht Acht auf den Regen, der nachließ. Er sah auf das Brot.

Hunger, dachte es in ihm, Hunger. Und: Brot, dachte es, Brot.

Da tat er's.

Er ergriff es mit beiden Händen. Er drückte es zu einer Kugel zusammen. Er presste das Wasser heraus. Er biss hinein; er schlang; er schluckte: Kniend, würgend; ein Tier. So aß er es auf.

Seine Finger krallten sich in die Heide, in den nassen Sand. Die Augen hielt er geschlossen. Dann fiel er um. Seine Schultern zuckten.

Als er auftaumelte, knirschte ihm Sand zwischen den Zähnen.

Er fuhr sich über die Augen. Er blinzelte. Er starrte in den Himmel. Sonne brach durch das Grau. Die Regenfahnen hatten sich in Dunst aufgelöst. Ein paar Tropfen noch, dann war er vorüber, der Guss. Helles Blau; die Nässe verdampfte. Der Mann stolperte weiter. Die Handgelenke schlenkerten ihm gegen die Hüften. Das Kinn lag auf der Brust. Am Waldrand lehnte er sich an eine Kiefer. Von weit her war der Regenruf des Buchfinken zu hören; auch ein Kuckuck schrie kurz.

Der Mann suchte die Zeichen an den Bäumen; er tastete sich zurück. Im Farn und im Blaubeerkraut gleißten die Tropfen. Die Luft war dick vor Schwüle und Dampf. Den Nonnen war das Gewitter gut bekommen; sie wanderten schneller die Stämme hinauf. Der Mann machte oft halt. Er fühlte sich schwächer als auf dem Herweg. Sein Herz, seine Lunge bedrängten ihn. Und Stimmen; die vor allem. Er lief noch einmal drei Stunden; die Rastpausen eingerechnet.

Dann sah er sie sitzen; sie hatte den Oberkörper an eine Kiefer gelehnt, das Kind lag ihr im Schoß. Er ging auf sie zu.

Sie lächelte. „Schön, dass du da bist.“ „Ich habe nichts gefunden“, sagte der Mann. Er setzte sich. „Das macht nichts“, sagte die Frau. Sie wandte sich ab. Wie grau sie aussieht, dachte der Mann. „Du siehst elend aus“, sagte die Frau. „Versuch, ein bisschen zu schlafen.“

Er streckte sich aus. „Was ist mit dem Kind; warum ist es so still?“ „Es ist müde“, sagte die Frau. Der Atem des Mannes fing an, regelmäßig zu gehen. „Schläfst du?“ fragte die Frau. Der Mann schwieg. Nur die Nonnen raspelten jetzt.

Als er aufwachte, hatte die Frau sich auch hingelegt; sie sah in den Himmel. Das Kind lag neben ihr, sie hatte es in ihre Bluse gewickelt.

„Was ist?“ fragte der Mann.

Die Frau rührte sich nicht. „Es ist tot“, sagte sie. Der Mann fuhr auf. „Tot?“ sagte er; „tot?!“

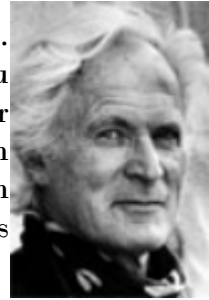
„Es ist gestorben, während du schliefst“, sagte die Frau.

„Warum hast du mich nicht geweckt?“

„Warum sollte ich dich wecken?“ fragte die Frau.

Günter Seuren: Das Experiment

„Ich geh rückwärts, weil ich nicht länger vorwärts gehen will“, sagte der Mann. Er war übermittelgroß, bleich vor Anstrengung, sich auf das Rückwärtsgehen zu konzentrieren, und hatte eine vom Wind gerötete Nase. Es blies ein heftiger Westwind, und die Böen, die die übrigen Fußgänger, mit denen der Mann in dieselbe Richtung ging, nur als Brise im Rücken empfanden, trafen ihn mitten ins Gesicht. Er bewegte sich langsamer als die anderen, aber stetig wie ein Krebs im Rückwärtsgang.



„Eines Tages“, sagte der Mann, „war ich ganz allein in einem windstillen Park. Ich hörte die Amseln neben mir im Gebüsch nach Futter stochern, ich hörte Tauben rufen - und eine große Ruhe überkam mich. Ich ging ein paar Schritte rückwärts, und ich weiß jetzt: wenn man immer nur vorwärts geht, verengt sich der Weg. Als ich anfang, rückwärts zu gehen, sah ich die übergangenen und übersehenen Dinge, ich hörte sogar das Überhörte. Sie werden entschuldigen, wenn ich mich Ihnen nicht ganz verständlich machen kann. Verlangen Sie keine Logik von mir, die Entdeckung, die ich gemacht habe, lässt sich nicht in Worte fassen. Und denken Sie auch nicht, dass ich ein Mann der Umkehr bin, nein, ich kehre nicht um, ich . . .“

Der Mann schwieg ein paar Sekunden und sah entschlossen geradeaus, „es wird Sie verwundern ... aber ich bin kein Träumer.“ „Was sind Sie dann?“ sagte der Begleiter, ein Mann, der sich im herkömmlichen Vorwärtsgang bewegte. „So kommen Sie doch nicht weiter. Eines Tages sind Sie stehen geblieben, vielleicht wollten Sie das Gras wachsen hören, Sie traten ein paar Schritte zurück, um Abstand zu haben. War es so?“

Der rückwärts gehende Mann sah seinen Begleiter an, sein Blick war sanft. „Mein Experiment ist noch nicht abgeschlossen“, sagte er. „Glauben Sie, dass Ihre Art der Fortbewegung sich durchsetzen wird?“ sagte der Begleiter.

„Eine schwer zu beantwortende Frage“, sagte der Mann und hielt den Blick auf einen Punkt gerichtet, den der Begleiter nicht erkennen konnte. „Übrigens ist meine Idee nicht neu. Wie mir später eingefallen ist, hatte ein längst zu Staub zerfallenes Volk ähnliche Probleme zu lösen wie wir. Es war ebenfalls in ein Stadium getreten, wo sein Weiterleben in Frage stand. Es half sich auch auf eine scheinbar seltsame Weise, Sie können auch Trick sagen, wenn Sie so wollen: Fortan wurden kriegerische Auseinandersetzungen unter den einzelnen Stämmen derart ausgetragen, dass sich die Gegner mit dem Rücken gegeneinander stellten und so lange ihre Streiche und Hiebe in purer Luft ausführten, bis ein Kämpfer nach dem anderen erschöpft zu Boden sank. Schwer atmend fielen ganze Heere ins Gras, und der anschließende Schlaf war verdient. Es waren tagelange, aber unblutige Schlachten, und die einzige Folge war ein gewaltiger Muskelkater. Wie finden Sie das?“

„Zugegeben - ein brauchbares Ventil für Naturvölker“, sagte der Begleiter, „aber nichts für uns. Was also versprechen Sie sich von Ihrem Rückwärtsgang?“ „Ich hoffe“, sagte der Mann, „dass ich die Aufmerksamkeit auf mich lenke.“ „Das tun Sie auf jeden Fall“, sagte der Begleiter, „das tut auch ein Dauerklavierspieler oder einer, der fünfzig Kilometer auf Händen geht.“ Aber der rückwärts gehende Mann ließ sich durch solche Anspielungen nicht aus der Fassung bringen. „Ich hoffe, ich werde verstanden“, sagte er. „Als ich das erste Mal rückwärts ging, lebte ich auf.“ „Schon gut“, sagte der andere, „Sie sind nicht der erste, der solche Ansichten vertritt. Immerhin schlagen Sie etwas Praktisches vor, doch zweifle ich sehr, dass Sie Erfolg haben.“ „Erfolg oder nicht“, sagte der Mann, „wir sollten es versuchen, wir alle.“ „Verzeihung“, sagte

der Begleiter, „ich denke in Tatsachen: Haben Sie nie ein Protokoll wegen groben Unfugs bekommen?“

Der rückwärts gehende Mann sah seinem Begleiter zum ersten Mal voll ins Gesicht. „Ein einziges Mal“, sagte er lächelnd, „das war am Anfang, als ich noch unsicher war.“

„Und heute stoßen Sie mit keinem mehr zusammen?“ „Niemals!“ sagte der Mann noch immer lächelnd. Sie schwiegen. Mit elastischen Schritten ging der Mann rückwärts. Der Begleiter hatte Mühe, ihm zu folgen. Der Mann, der rückwärts ging, wurde schneller. „Entschuldigen Sie“, sagte er „ich muss mich leider etwas beeilen. Ich habe noch eine Verabredung. Auf Wiedersehen.“ Dann verschwand er im Gedränge. Der andere verlangsamte seinen Schritt wie jemand, der zurückbleibt, um Atem zu holen. Wenige Augenblicke später geschah es. Wie aus einem Riss in der Asphaltdecke aufgestiegen explodierte ein mehrstimmiger Schrei. Die Menschen blieben stehen und sahen in eine bestimmte Richtung. Erst waren es einzelne, dann ganze Gruppen, die sich auf einen schnell anwachsenden Kreis aus Menschen zu bewegten. Als der Begleiter schließlich so weit vorgedrungen war, dass er in den Kreis sehen konnte, sah er, dass der Mann, der rückwärts gegangen war, wie eine vom Himmel gefallene große Marionette auf dem Asphalt lag. Aus dem Kreis sagte jemand: „Der Wagen hat keine Schuld, das kann ich bezeugen.“ Und ein anderer sagte: „Er muss betrunken sein. Er ging rückwärts.“

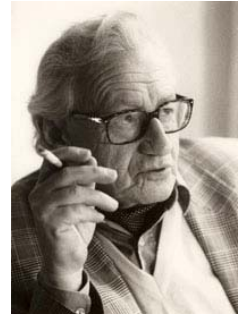
Der Begleiter schob sich in die Mitte des Kreises und bückte sich über den Mann. „Können Sie mich verstehen?“ „Ja“, sagte der Mann und bewegte sich nicht. Er lag mit der linken Wange auf dem Asphalt und sprach in die graue Decke hinein. „Versuchen Sie es einmal, wenn Sie ganz allein sind. Irgendwo. In einem Park oder nachts an einer freien Stelle. Ich hoffe. Sie werden Gefallen daran finden. Und machen Sie es besser als ich.“ Polizisten betraten den Kreis.

„Können Sie Angaben machen?“ sagte ein Polizist zu dem Begleiter.

„Er wollte rückwärts gehen“, sagte der Begleiter. „Das ist heute schon der vierte, der das versucht“, sagte der Polizist. „Was ist nur mit den Leuten los?“

Oliver Storz: Lokaltermin

Das Mädchen an seiner Seite sagte: „Das weiß Gott allein . . .“ Sie gingen die Uferstraße entlang an den Gärten hin. Letzter Phlox in den Farben von Damenunterwäsche der mittleren Preislage, Sonnenblumen, die zerfressenen Köpfe über den Zaun gerent, und auf dem Fluss endlich keine Kähne mehr mit strohhütigen Juhuschreibern.



Übrigens hatte er den Faden verloren. Er ahnte nicht, was, der Meinung seiner Begleiterin nach, Gott allein wusste. Er hatte nur diese letzten Worte gehört, und da gab es ja viele Möglichkeiten. Nie hatte ihm ein weibliches Wesen so viel Zeit zum Nachdenken gelassen wie dieses Mädchen, in dessen wortreicher, aber unaufdringlicher Nähe er sich seit einigen Wochen zum grenzenlosen Erstaunen seiner Freunde wohl fühlte. Zwar musste er stets gewärtig sein, aus ihrem Munde mit halbem Ohr Feststellungen zu hören wie „In jedem Menschen steckt ein guter Kern“ oder - angesichts des gestirnten Nachthimmels - „wie lächerlich klein ist doch unsere Welt“, aber es störte ihn nicht. Ihre Banalitäten hatten die brutale Frische einer kalten Dusche nach durchzechter Nacht, und es tat gut, neben ihr an den gleichgültig verblühenden Gärten hinzugehen, im kühlen Licht des Herbstes, der schon halb hingesunken war in den dunklen Kehrlicht des Jahres.

Da war ihre kleine Stimme, die unaufhörlich und immer Positives sprach, ein nicht eben originelles, aber unaufdringliches *Ad maiorem Dei gloriam*, darüber das tiefe, vertraute Singen der viermotorigen *Dacota*, die allmüttiglich zur gewohnten Stunde ihren Kurs nach Mailand in den Himmel fädelte, den blass keimenden Mond auf der einen, die vergilbende Sonne auf der anderen Seite - er liebte das alles, ja, er war sich nicht sicher, ob er nicht längst begonnen hatte, auf - wusste der Himmel welch verschrobene Weise - dieses Mädchen selbst zu lieben, das da werktags in einer Klinik genesenden Patienten Lebensmut anmassierte, die letzten Raten ihrer *Isetta* zahlte und die Woche zweimal „Denk an mich“ sagte, wenn sie ihn nachts aus der Haustür schlüpfen ließ.

Ohne den Autounfall, der ihn ins Krankenhaus und dann unter ihre heilkräftigen Hände befördert hae, wäre ihm die Existenz solchen Wesens vermutlich ewig verborgen geblieben: ein dem Nächsten dienendes, bescheidenes Leben von etwas geschwätziger Demut mit einseitigen, aber achtbaren Vorstellungen von der Welt. Im möblierten Zimmer Kunstgewerbe besserer Art, eine Gedichtsammlung vom *Minnesang* bis *Trakl*, Fotos vorwiegend von Pferdeköpfen und den einschlägigen gotischen Altären, und im Plattenständer *Mozart*, *Corelli*, *Brahms*. *Steinhäger* trank sie gelegentlich, und das nannte sie „sündigen“, *Whisky* lehnte sie ab. Sie verehrte *Albert Schweitzer* und wagte sich unter dieser moralischen Rückendeckung sogar bis in die Zone heimlicher Schwärmerei für *Rock Hudson* und *Anthony Perkins*. Auch schämte sie sich keineswegs einer warmen Bewunderung für schwarze Jazzmusiker, sofern ihr diese nicht des Rauschgiftgenusses verdächtig waren. In den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft erwartete er stündlich, über Art und Stärke seiner religiösen Überzeugung Auskunft geben zu müssen, aber als er zum ersten Mal auf ihrem Zimmer geblieben war, hatte sie ein Wohlgefallen an durchaus irdischen Dingen an den Tag gelegt, das ihn in Erstaunen, wenn nicht in Verlegenheit setzte.

Er schielte zu ihr hinüber. Er fand sie hübsch. Nicht herausfordernd hübsch, sondern eher - falls sich mit diesem Wort ein Grad von weiblicher Ansehnlichkeit bestimmen ließ - reinlich. Die Harmonie eines wenn nicht zutreffenden, so doch vorwiegend günstigen Weltbildes hatte ihrem Gesicht eine Ausstrahlung verliehen, die ihm ungemein wohl tat. Um so unwilliger musste er nun wahrnehmen, dass sie seit einer Weile im gemächlichsten Bummeln immer öfter von aufgereggt vorwärtshastenden Passanten überholt wurden, deren Eile zum wolkenlosen Himmel und der mittäglich ruhigen Stunde in keinem Verhältnis stand. Ihre Gesten und Zurufe schienen ihm auf einen außergewöhnlichen Vorfall hinzuweisen, der sich dort vorne abgespielt haben mochte. Auch das Mädchen an seiner Seite schien etwas zu wittern, während sie noch gewissenhaft, jedoch eine Spur abgelenkt, ihre Betrachtung über das, was Gott allem wusste, zu Ende führte.

Undeutlich konnten sie nun weit voraus, abseits der Straße an der Flussseite, eine schnell wachsende Menschenansammlung erkennen, die anschwell zum unförmigen Klumpen, dünke! und unappetitlich vor dem schimmernden Röhricht des Ufers: die fliegensummende Losung eines ungeheuren Getiers. Ein paar Schritte lang erwog er, umzukehren. Was immer da vorne der Wall aus schiebenden Rücken, gereckten Köpfen und stoßenden Armen umschloss. Unfall, Prügelei oder Betrunkeneheit - es hatte in dieser Stunde keinen Platz. Ihm dünkte es abgeschmackt, ja ruchlos, die unmündige Reinheit an seiner Seite einem Anblick von Gewalt, Blut oder Erbärmlichkeit auszusetzen. Sollten die Literaten, die nach Desillusionierung und Demaskierung schrien, doch erst einmal beweisen: Cui bono?, bevor er bereit war, seine Freundin aus Stifters Hinterlassenschaft dem Zeitgeist der ungeschminkten Tatsachen zu opfern. Behutsam nahm er ihren Arm, wobei er sich der Eitelkeit dieser Geste wissenden Beschüttertums durchaus bewusst war, und setzte zu einer sanften Kehrtwendung an. Aber das Mädchen leistete ebenso sanften Widerstand. Sie waren nun doch ziemlich nahe an die Menschenansammlung herangekommen. Die Mauer aus Fleisch war dicht geschichtet, sie ließ keinen Blick durch, aber es war zu ahnen, dass sie innen von einer Absperrung vor dem Einstürzen bewahrt wurde. Aufregung, ja Empörung brodelte. Die Rufe der Menge klangen nach gerechtem Volkszorn, obwohl sie nicht zu verstehen waren. Am Rande der Straße stand ein Auto, eine Art Lieferwagen mit vergitterten Fenstern. Sie blieben stehen, schauten hinüber, sahen ein paar Polizisten breitbeinig auf die Menge zugehen, und er wunderte sich, warum das Mädchen seiner wortlosen Aufforderung zum Umkehren nicht in wortlosem Einverständnis Folge geleistet hatte. In diesem Augenblick klaffte die Mauer an der Stelle, wo die Polizisten mit den Armen ruderten, auseinander. Eine Gasse entstand, wurde breiter und gab nun den Blick ins Innere frei: Auf fahlem Uferrasen kniete ein Mann. Man sah ihn schräg von hinten. Er war breitschultrig, und sein gekräuselt Nackenhaar hätte die Schere eines Friseurs vertragen. Der Mann zerrte an einer mannsgroßen Puppe, die offensichtlich schwer war. Er versuchte, die Puppe durchs Schilf ans Wasser zu ziehen. Es gelang ihm auch. Dann wischte er sich mehrmals den Schweiß ab und machte mit Achseln und Armen Gesten hilfloser Überraschung. Sie galten einem Dutzend Herren, denen ihre vorwiegend dunklen Überzieher trotz des Sonnenscheins nicht zu warm waren. Die Herren standen in lockerer Gruppierung um den schwitzenden Mann herum: ein Bild stiller Konzentration, eingerahmt von Lärmenden, die sich gegen die Absperrungstau stemmten. Die Herren schauten ernst, aber nicht unfreundlich den Bemühungen des Mannes zu. Manche von ihnen schrieben. Einer flüsterte dem Polizisten, der ganz nah bei dem Mann mit der Puppe stand, ein paar Worte zu, und der Polizist gab sie an den Mann weiter, und der stand auf und streckte dem Polizisten seine Handgelenke hin. Die Handschellen waren zierlich und glänzten wie Schmuck. Sie standen immer noch und schauten. Er fühlte, wie ihr Arm in seinem Arm seltsam steif wurde. Er sah hinab. Sie hatte die Faust geballt. Angst, dachte er, sie hat Angst, und er wollte sie wegziehen. Doch sie stemmte sich mit erstaunlicher Kraft auf die andere Seite und wandte den Kopf von ihm weg. „Ist das -?“ fragte sie, und erst jetzt sah er den Herrn, der neben ihnen stand. Ein Dicker in Knickerbockern, in der Hand einen mit Bergsteigertrophäen beschlagenen Spazierstock. Der sagte: „Klar - Lokaltermin, der Frauenmord im Frühjahr, wissen Sie? Der Kerl muss vormachen, wie er die Leiche versenkt hat. Die Verteidigung meint, es sei unmöglich gewesen an der Stelle. Aber sie glauben's nicht.“ Der Dicke lächelte. Man sah, dass er's auch nicht glaubte. „Lebenslänglich“, sagte er, „kein Zweifel.“ Drüben der Halbkreis quoll auseinander und formte sich zu einer undeutlichen Gasse. Man hörte einen einzelnen Schrei: „Schlagt ihn doch tot!“ Schirme erschienen fuchtelnd über den Köpfen. Ob Leute, die bei solchem Wetter Schirme mitnehmen, insgeheim an deren eventuelle Brauchbarkeit bei Lynchversuchen dachten? Der Schrei wurde jetzt von mehreren Stimmen wiederholt. Die Gasse wankte hin und her, und als jetzt der Mann in Handschellen zwischen brüllenden Mündern und gereckten Fäusten hindurchgeführt wurde, auf den Polizeiwagen zu, schien sie einen Augenblick zusammenzuschlagen. Aber der donnernde, alles übertönende Ruf eines Polizisten „Zurücktreten!“ ließ sie gleich wieder auseinanderklaffen. „Mob mit Disziplin“, dachte er.

„Ja“, sagte das Mädchen neben ihm. Er sah sie an. „Was?“ fragte er, „Was meinst du?“ Sie wandte den Kopf nicht. Sie starrte angestrengt hinüber, wo der Gefesselte gerade von den Polizisten hastig in den Wagen geschoben wurde. „Totschlagen“, sagte sie. Ihre Stimme zitterte nicht, sie war nur ganz leise, von einer gebetsartigen Inbrunst. „Totschlagen, das wäre das Beste. Einem solchen Kerl gehört's nicht

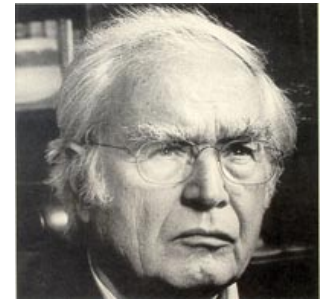
anders.“ Er sah sie immer noch an. Ihr Gesicht war unverändert. Nach wie vor spiegelte sich in ihren Zügen die Harmonie eines wenn nicht zutreffenden, so doch günstigen Weltbildes. Nur in den Augen, schien ihm, war eine Spur von Mordlust. Ihr Arm in seinem Arm war leblos, die Faust geballt, ein Stück unbestimmten Materials. Ein Schlaginstrument, zweckdienlich und zu jedermanns Verfügung. Das Polizeiauto fuhr ab. Die Fäuste sanken. Erstaunlich rasch wurde es still, und die Leute hatten es eilig, weiterzukommen. Der Dicke neben dem Mädchen sagte abschließend: „Lebenslänglich - ein Witz! Wenn so einer mir in die Finger käme, da hätten wir leere Zuchthäuser.“ Dann lüftete er höflich den Hut. Das Mädchen nickte ihm zu. Es war eine freundliche Unterhaltung, und die Sonne schien wie im Frühling. Auf dem Rückweg gingen sie ein Stück, ohne zu sprechen. Zwischen den leuchtenden Wohntürmen am Horizont verdickte sich der Dunst, kobaltblau, in mattes Grün hinüberschwimmend. Als sie auf der Brücke waren, begann sie wieder zu plaudern. Sanft, mit reizenden kleinen Bewegungen ihrer freien Hand. Sie sprach von den kürzer werdenden Tagen, wie doch schon - trotz des sonnigen Wetters - ein Hauch von Winter in der Luft liege, und wie schnell dann plötzlich Weihnachten da sei. Er blieb stumm, länger als sie gewohnt war. „Was hast du?“ fragte sie. Er zuckte die Achseln. „Noch zu arbeiten“, sagte er, „ich bring dich nach Hause.“ Und er blieb von da ab stumm bis vor ihre Tür. Er dachte an den Mann mit der Puppe, der vormachen musste, wie man eine Leiche im Fluss versenkt, an die ernstblickenden Herren, die wissen wollten, ob das an der Stelle möglich ist oder nicht, und an die anderen, die das nicht wissen wollten, sondern „totschlagen“ riefen. Er dachte an die weichen Hände des Mädchens, die sein steifes Knie massiert hatten. Er dachte an Mozart und Corelli.

„Willst du wirklich nicht mehr mit heraufkommen?“ fragte sie. Sie hatte den Hausschlüssel in der Hand und steckte ihn ins Schloss. „Ich weiß nicht“, sagte er, „ich glaube nicht.“ Sie wandte den Kopf halb zu ihm zurück. „Seh ich dich morgen?“ Er zuckte die Achseln und beobachtete, wie sich ganz langsam eine aufreizend ahnungslose Traurigkeit in ihre Züge schlich. Er stand da und schwieg, und als sie ihm das Gesicht zögernd entgegenhob, drehte er den Kopf weg und starrte die Straße hinunter, wo gerade der Glanz in den Uferbäumen erlosch.

„Was ist geschehen?“ fragte sie. Ihre Stimme zitterte, und als er ihr ins Gesicht sah, war ihm klar, dass sie litt. Ohne Verstehen, ohne Versuch, etwas zu ändern. Er trat mit ihr in den dunklen Flur. „Es ist schon vorbei“, sagte er, „es war albern von mir - eine Stimmung, nichts weiter.“ Dann folgte er ihr über die Treppen nach oben, den gewohnten, verstohlenen Gang über die knarrenden Dielen zu ihrem Zimmer. Es roch nach Bohnerwachs und Mottenpulver, wie immer. Und ihr Zimmer war ordentlich und gut gelüftet. Im Lampenschein leuchtete das Gold auf den Postkarten der gotischen Altäre. Es war alles wie sonst. Es hatte sich nichts geändert. Und es war ja eigentlich auch nichts geschehen.

Martin Walser: Die Klagen über meine Methoden häufen sich

Der Mut, den man braucht. Sparkassenräuber zu werden, auf blankem Steinboden in die taghelle Schalterhalle einzudringen, dieser Mut fehlte mir, als ich von meinen Erziehern gedrängt wurde, einen Beruf zu wählen. Gerne wäre ich auch Förster geworden; aber selbst für diesen Beruf, so schien es mir, brauchte man den Mut eines Sparkassenräubers. Fast für alle Berufe, wenn man sie näher betrachtet, braucht man diesen Mut eines Mannes, der in die Schalterhalle eindringt, alle mit einer geladenen oder noch öfters mit einer ungeladenen Pistole im Bann hält, bis er hat, was er will, der dann noch lächelt und rückwärts gehend plötzlich verschwindet.



Schließlich entschied ich mich, Pförtner zu werden. Und ich wurde Pförtner in einer Spielzeugfabrik. Ich kann mir vorstellen, dass viele meiner Kollegen durch diesen Beruf hochmütig werden, dass sie auch nach Feierabend noch mit kaltem Gesicht herumlaufen und abweisende Handbewegungen um sich her streuen. Ich bin nicht so geworden, obwohl ich mich nach Kräften bemühe, meinen Dienst tagsüber gewissermaßen unbarmherzig zu tun. Ich fühlte mich von Anfang an zu Hause in meiner gläsernen Loge. Die Knöpfe, mit denen ich die mir anvertrauten Türen öffnen kann, wurden mir ein einziges Mal zur Handhabung erklärt, und schon hatte ich alles verstanden; das Verzeichnis der Telefonanschlüsse im Haus kannte ich auswendig, kaum, dass ich's einmal durchgelesen hatte. Den ersten Besuchern gegenüber war ich - das gebe ich zu - ein bisschen scheu: ich befürchtete Fragen, die ich nicht beantworten konnte, ich war noch nicht sicher, ob mir die Formulierung meiner Auskünfte in jedem Augenblick so gelingen würde, wie es der Besucher erwarten darf. Wie leicht kann doch ein Pförtner scheitern! Da kommen Herren der vornehmsten Art in die Fabrik, und der Pförtner weiß nicht, ob es seinen Vorgesetzten im Haus lieb ist, gerade diesen oder jenen Herrn zu empfangen. Und jeder im Haus glaubt, er sei der Vorgesetzte des Pförtners. Der Pförtner hat keine Kollegen, er hat nur Vorgesetzte. Und er muss es allen recht machen. Nun meint man, der Pförtner müsse ja nur zum Haustelephon greifen, hinaufrufen in die Büros und fragen, ob der Herr Soundso willkommen sei oder nicht. Aber die in den Büros sind so empfindlich, dass sie oft schon durch eine telephonische Anfrage in schreckliche Erregung versetzt werden können; dann schreien sie den Pförtner durchs Telefon nieder, dass der Mühe hat, seine Fassung zu bewahren und nicht in Tränen auszubrechen. Das darf er nicht, weil doch vor ihm, den Kopf dicht an der Scheibe und ganz auf den Pförtner konzentriert, der Besucher steht, dem er gleich Antwort geben muss. Diese Antwort wiederum darf nichts von dem Geschrei verraten, das der feinnervige und hochbezahlte Herr aus dem Büro gerade in die Ohren des Pförtners prasseln ließ, nein, des Pförtners Aufgabe ist es, diesen Wutschrei des gestörten Herrn sofort zu übersetzen in ein bedauerliches Lächeln, in eine höfliche Geste, die den Besucher so sehr tröstet, dass er, wenn er gleich zur Tür hinausgeht, schon vergessen hat, dass er abgewiesen wurde. Solche Dolmetscherarbeit will gelernt sein, das darf man mir glauben. Oft muss ich darüber hinaus noch den Kopf mit dem Hörer weit zurückbiegen bis in das dämpfende Futter meines Mantels hinein, der hinter mir hängt, um die gereizte Stimme aus dem Büro vor den Ohren des Besuchers zu verbergen, denn es besteht eine Anordnung von der allerhöchsten Geschäftsleitung, vom Besitzer selbst nämlich, dass kein Besucher, wer es auch immer sei, schroff behandelt werden dürfe. Obwohl diese Anordnung der Direktion für alle gilt, ist es doch der Pförtner, der ihr in der Praxis Geltung zu verschaffen hat. Ich habe dies immer mit Freuden getan, weil ich gerade diese Anordnung mehr billige als irgendein anderes Gesetz des Betriebes.

Deshalb habe ich mir angewöhnt, so selten wie möglich zum Telefon zu greifen. Ich prüfe die Besucher selbst und entscheide, ob sie mit Recht verlangen, mit dem Einkaufschef, mit dem Prokuristen, dem Leiter der Entwurfsabteilung, mit der Kantinenpächterin, oder gar mit einem der Direktoren oder dem Personalchef sprechen zu dürfen.

Mag sein, dass ich am Anfang meiner Tätigkeit manchen zu rasch wegschickte. Aber allmählich habe ich mir eine Fähigkeit erworben, jeden so lange zu fragen, unauffällig, gar nicht wie ein

Detektiv oder sonst ein Schnüffler, ganz beiläufig, im Gange einer für beide Teile recht erquicklichen Unterhaltung, aber doch mit aller nützlichen Gründlichkeit, dass ich am Ende dieser Unterhaltung so genau informiert bin über die Wichtigkeit dieses Besuches für unsere Firma, dass ich die Entscheidung darüber, "ob ich ihn abzuweisen habe oder nicht, mit einem vollkommen ruhigen Gewissen fällen kann. Wenn ich einen Besucher aber abweise - und die meisten muss ich abweisen -, dann weiß ich ihn während dieser Unterhaltung davon zu überzeugen, dass es für ihn ganz sinnlos wäre, mit dem Herrn unserer Firma, bei dem ich ihn anmelden sollte, zu sprechen. Ich habe mir in allen Fachgebieten, die bei uns vorkommen, so viele Kenntnisse erworben, dass ich einem Vertreter, der wegen Weißblechlieferung mit dem Einkaufsleiter sprechen will, genau Bescheid geben kann, ob seine Angebote Aussicht auf Erfolg haben oder nicht. Ebenso habe ich gelernt, protestierende Einzelhändler, die den Verkaufschef sprechen wollen, zu befriedigen, oder Landleute, die unsere Kantine beliefern wollen, oder bleichsüchtige Erfinder, die in Rudeln zu dreien und viere den Leiter unserer Entwurfsabteilung überfallen wollen, um ihm ihre unverwertbaren Spielzeugerfindungen aufzuschwatzen, sogar entschlossen blickende Schriftsteller und Maler, die sich an unserem Reklamechef für die vielen Absagebriefe rächen wollen, vermag ich vom Schlimmsten zurückzuhalten, obwohl gerade die Erfinder und die Künstler - das muss ich den Landleuten und Vertretern zu Ehren sagen - am schwersten durch vernünftiges Reden zu überzeugen sind. So vertrete ich also - ich kann es nicht anders sagen - alle leitenden Herrn des Hauses an der Pforte, und die immer rascher steigenden Umsätze sind nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass ich die leitenden Persönlichkeiten unserer Firma - sie sind ja die verletzlichsten - vor lästigen Besuchern schütze. Leider wird dies von eben diesen Herrn überhaupt nicht bemerkt. Vor allem verstehen diese Persönlichkeiten nicht, dass ich Zeit brauche, um die einzelnen Besucher wirklich und ohne alle Schrofheit von der Nutzlosigkeit ihrer Besuche zu überzeugen. Die langwierigen Unterhaltungen, die ich durch mein Logenfenster mit den hartnäckigen Besuchern führen muss, haben zur Folge, dass schon eine halbe Stunde nach Geschäftsbeginn eine von Minute zu Minute länger werdende Schlange vor meinem Schalter steht. Sei es nun, dass da mal einer ungezogen genug war, die versammelte Menschenmenge als Tarnung zu benutzen, und unangemeldet ins Haus schlüpfte, sei es, dass einmal einer der leitenden Herrn rasch aus dem Haus wollte und durch die Schlange der Wartenden eine Sekunde Zeit verlor, auf jeden Fall häufen sich im Haus die Klagen über meine Methode, Besucher zu behandeln. Ich arbeitete zu langsam, zu schwerfällig, zu wenig sachlich ... das muss ich hören! So kurzsichtig sind all diese Vorwürfe und Klagen, so wenig Kenntnis meines Berufs beweisen sie, dass ich mich eigentlich gar nicht verteidigen kann. Ich möchte sehen, was geschehen würde, wenn ich die Besucher kurz und barsch abfertigen würde! Dann wäre die Vorhalle zwar immer leer, aber in der Direktion würden die Telefone vor Protestanrufen nicht mehr aufhören zu klingeln, der Ruf der Firma würde leiden, der Umsatz sinken. Die Anordnung der Direktion, keinen Besucher vor den Kopf zu stoßen, ist nicht umsonst erlassen. Ich kann natürlich nicht zum Direktor rennen und ihn bitten, denen, die gegen mich klagen, den Mund zu stopfen. Er würde mir einfach sagen, ich müsse das eine tun, dürfe aber das andere nicht lassen. Wie aber soll ich die Besucher höflich davon überzeugen, dass die Firma sie nicht empfangen kann, wenn ich sie rasch abfertigen soll? Davon, dass einer das große Los gewonnen hat, kann man ihn mit einem einzigen Satz überzeugen. Einem aber wirklich beizubringen, dass seine Erfindung oder sein Werbetext oder sein Blech oder Gemüse für die Firma nicht in Frage kommen - und ihm das so beizubringen, dass er mit einem Loblied auf die Firma das Haus verlässt -, das soll mir einer meiner Gegner einmal in zwei Minuten vormachen. Aber was soll ich tun? Die Menschenschlange vor meiner Loge wird täglich länger; weil ich die Gefahr, in die sie mich bringt, jetzt kenne, macht sie mich unruhig, unsicher auch, meine Rede fließt nicht mehr wie ehemals, ich schwitze, stammle, brauche länger als früher, erreiche nie mehr das Maß an Tröstung, das ich sonst in jedem Fall erreicht hatte, schon kommt es vor, dass manche mir einen Fluch zuwerfen, die Türe zuschlagen und wütend hinausstürzen, was soll ich tun? Ich kann nichts mehr ändern. Ich muss es endlich eingestehen, warum ich die Entwicklung, die ich in meinem Beruf genommen habe, so ausführlich aufzeichne: zur Rechtfertigung nämlich, um irgendwo außerhalb meines Betriebes wenigstens Verständnis zu erlangen, denn für morgen bin ich zum Personalchef geladen. Erst dachte ich, es handle sich bloß um eine Mahnung, um eine Art Vorwarnung. Das glaube ich nicht mehr. In der Schlange, die gestern vor meinem Schalter stand,

war einer, ein grober Mann mit einem lippenlosen Mund, der forderte mich auf, ihn beim Personalchef zu melden, er sei bestellt. Ich fragte, als mein Finger schon über der Wählscheibe schwebte, in welcher Angelegenheit er den Personalchef denn sprechen wolle: er bewerbe sich um die ausgeschriebene Pförtnerstelle, sagte er.

Ich wählte die Nummer der Personalabteilung gleich auf das erste Mal richtig und meldete ihn an, mein Zeigefinger allerdings, mit dem ich die Wählscheibe gedreht hatte, war danach wie erfroren. Der Mann ging ins Haus, nach einer halben Stunde kehrte er fröhlich zurück. Er pfiff sogar vor sich hin. Ich sah ihm voller Bewunderung nach. Seinen Mut müsste man haben, dachte ich. Oder überhaupt Mut. Da hatte ich mich die ganze Zeit ein bisschen geschämt, weil ich bloß Pförtner geworden war. Jetzt sah ich ein, dass man sogar dazu den Mut eines Sparkassenräubers braucht. Jenen Mut, den ich bei mir immer noch vergeblich suche.